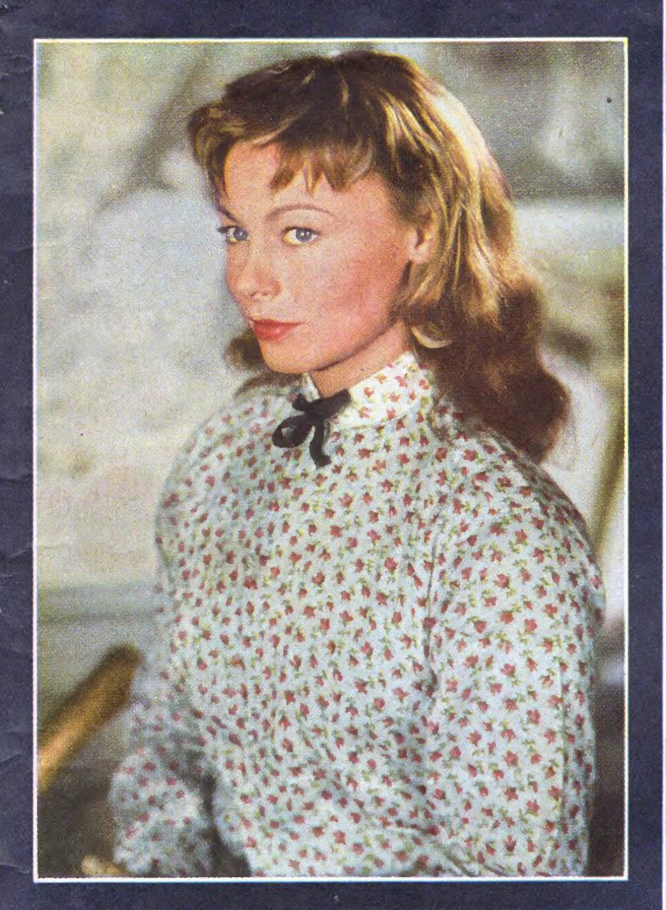
Quick





QUICK stellt vor:

DIE Weltmacht SEKRETÄRIN

ROMAN:
Niemandsland der Liebe

BERICHT:
Erben gesucht

Dreimal Dany Robin

NR. 18 JAHRGANG 8 MÜNCHEN, 30. APRIL 1955 50 PF.





gehört die Welt

Quick NR. 18 • JAHRGANG 8
30. APRIL 1955 • PREIS 50 PF.

Verlag und Redaktian:
München 2, Brienner Straße 46
Tel.: 28801-10 (nachts: 28801-04)
Fernschreiber-Anschluß: 052/3600

Herausgeber: Diedrich Kenneweg
Chefredakteur: Franz Huga Mässlang
Verantwartliche Redaktion:
Ausland: Dr. Herbert Zachöus
Inland: Franz A. Dahm
Wissenschaft: Walter F. Hiss
Film: Jaachim F. Bremer
Text: Martin Stiebing
Bilderdienst: Margarete Paupitz
Chef vom Dienst: Marion Zadnik
Hersteller: Dieter Mortens

Verantwortlich für den Anzeigenteil:
Oscar Burchard

Quick erscheint wächentlich im Verlag Th. Martens & Co., GmbH.

Auslandsredaktionen: Caira: H. Ziack, Rue 14, Villa 53, Caira-Meadi; Landan: J. H. Kisch, 101 Salisbury Square Hause, Fleet Street, Landan EC 4; New Yark: Arthur Steiner, 69—10 Yellawstone Blvd., Farest Hills, New Yark, N. Y.; Paris: Ladislav de Vaysse, Paris 9e, Avenue Frochat 10; Ram: Dr. Branislaw Puszet, Ram, Larga Villa Massima; Wien: Sebastian Leitner, Wien XVIII., Gentzgasse 50/VIII.
Redaktiansvertreter in Deutschland: Gerhard Baatz, Frankfurt/M., Tiraler Str. 33, Tel. 6 56 22; Sepp Ebelseder, Düsseldarf, Belsenstr. 25, Tel. 5 53 73; Walfgang Fischer, Stuttgart, Reinsburgstr. 125, Tel. 6 72 67; Fred Ihrt, Hamburg 21, Fährhausstraße 36, Tel. 23 60 72; Rudalf Waller, Bann, Pressehaus IV/1B; Rudalf Zscheile, Berlin-Schlachtensee, Ahrenshaaperzeile 5, Tel. 84 52 69. Ständige fatagrafische Mitarbeiter: Gerhard Granefeld, Hanns Hubmann, Hilmar Pabel. Bildagenturen: AP, dpa, Graziani, Keystane, Lutetia, UP. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39. Abannements nehmen die Pastanstalten entgegen. Manatlicher Bezugspreis: DM 2,16 (zuzügl. Zustellgebühr DM 0,09). QUICK darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung des Verlages in den Lesemappen geführt werden, Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 8 gültig. Printed in Germany. Banken: Bankhaus H. Aufhäuser, München; Kreissparkasse München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Ägypten: PT 7,-; Australien: austr. sh. 2; Belgien: bfrs. 7,-; Canada: can. $ 0,20; Cuba: cub. $ 0,20; Dänemark: dkr. 1,-; England: sh. 1/3; Finnland: Fmk. 45,-; Frankreich: ffrs. 50,-; Griechenland: Dr. 5,50; Guatemala: Q 0,20; Holland: hfl. 0.60; Island: Kr. 3,-; Italien: Lire 100,-; Luxemburg: bfrs. 7,-; Narwegen: nkr. 1,-; Österreich: ö. S. 3,50; Portugal: Esc. 5,50; Saarland: ffrs. 50,-; Schweden: skr. 0,70; Schweiz: sfrs. 0,60; Spanien: Pts. 9,-; Süd- und Südwestafrika: sh. 1/6; Türkei: Türk. £ 0,60; USA: US-$ 0,20; Mexiko: mex. $ 2,25; Uruguay: urug. $ 0,65; Peru: S/o. 3,50; Libyen: Pts. 7,50; Libanon: Ps. 75,-; Brasil.: Cr. $ 8,- / Erfüllungsort: München.



Ein Vorbeugungs-Mittel gegen die Kinderlähmung ist gefunden

Was nun?

44 Mark 40 oder Krüppel?



Das Virus der Kinderlähmung im Elektronen-Mikroskop: weiße Kugeln, 82 000fach vergrößert ...

Soll das neue Mittel freiwillig, als Zwangsimpfung oder — gar nicht angewendet werden?



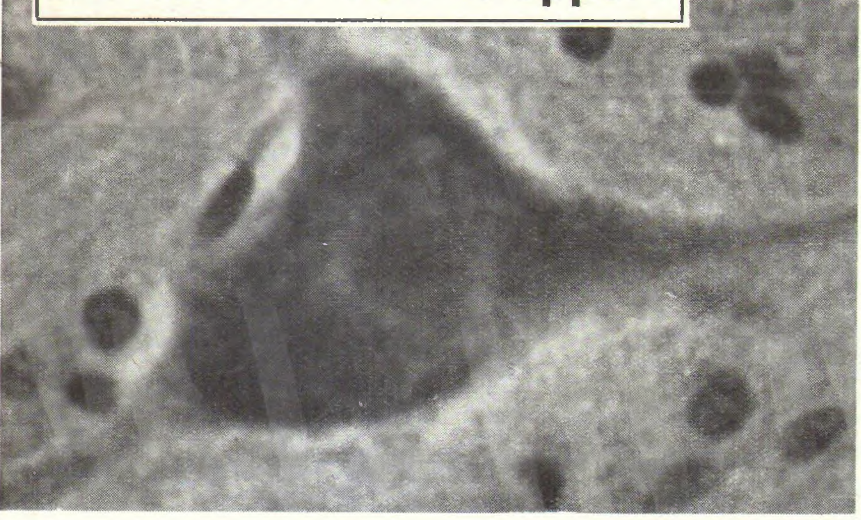
Eine Szene in USA, die sich jetzt alltäglich wiederholt:

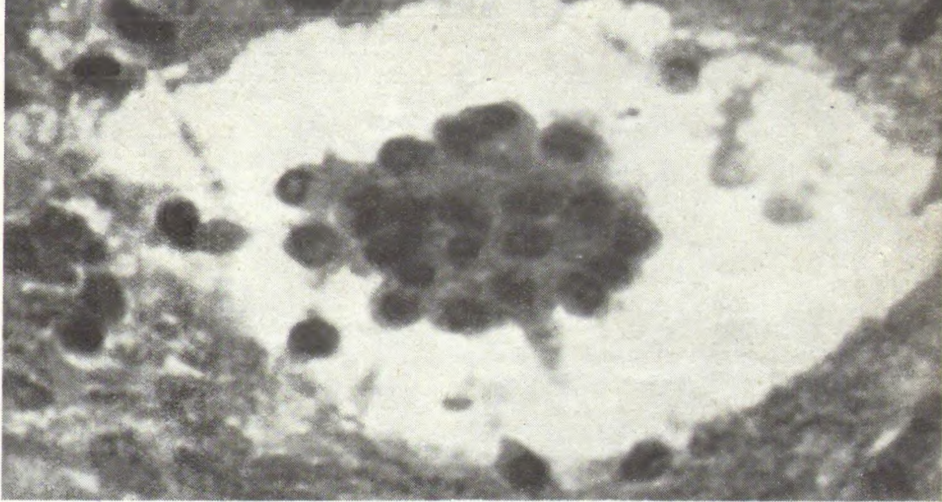
Schulkinder werden geimpft

Schlangestehen zur Massenimpfung — das ist in ganz Amerika die Folge jenes entscheidenden Tages, an dem offiziell verkündet wurde, ein neues Schutz-Serum gegen spinale Kinderlähmung sei hochwirksam und unschädlich. An diesem Tag gingen Millionen Serum-Ampullen per Flugzeug auf die Reise (links). An diesem Tag schaute Dr. Salk, der Entdecker des Serums, glücklich auf seine Frau und seine Jungen hinunter (rechts). Er hatte an sich und seiner Familie die erste Impfung mit seinem Mittel gewagt, bevor er andere Freiwillige impfte. Auf Grund seiner Arbeit konnten die deutschen Behringwerke in Marburg ein ähnliches Schutzserum entwickeln. Doch viele Probleme sind noch zu lösen. Das Mittel ist teuer: die drei zur Impfung notwendigen Ampullen kosten 44.40 Mark Was soll nun in Deutschland geschehen?

➡

44 Mark 40 oder Krüppel?



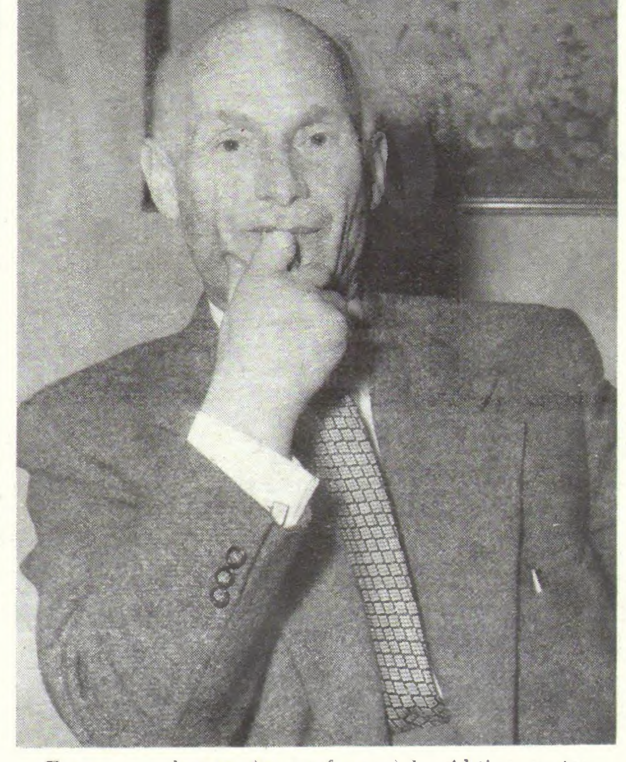


Die Kinderlähmung und ihre Schrecken

Links eine gesunde Nervenzelle aus dem Rückenmark. Rechts eine vom Virus der Kinderlähmung zerstörte Nervenzelle. Nerven aber steuern die Muskeln. Je mehr Nervenzellen erkranken, desto mehr Lähmungserscheinungen zeigen sich. Die schlimmste, tödliche Folge: Lähmung der Atmungsmuskulatur. — Im Jahre 1952 verzeichnet die Statistik in Westdeutschland rund 10 000 an Kinderlähmung Erkrankte. Davon starben über tausend, etwa 2000 verkrüppelten. Ein sicheres Heilmittel gegen die akut ausgebrochene Krankheit gibt es nicht. Das neue Serum aber macht völlig immun, schützt Kinder und Erwachsene vor dem Virus. QUICK stellte an bedeutende Ärzte und Medizinalbeamte die Frage: Was soll nun geschehen? Sie antworteten:



„Sobald wie möglich alle Kinder impfen", fordert Professor Adalbert Loeschke, Direktor der Kinderklinik der Freien Universität Berlin und Ordinarius für Kinderheilkunde. „Das gilt auch für alle Säuglinge, wenn sie sieben Monate alt geworden sind. Es wäre zu empfehlen, daß der Staat die Kosten für eine freiwillige Schutzimpfung der Kinder übernimmt . . ."



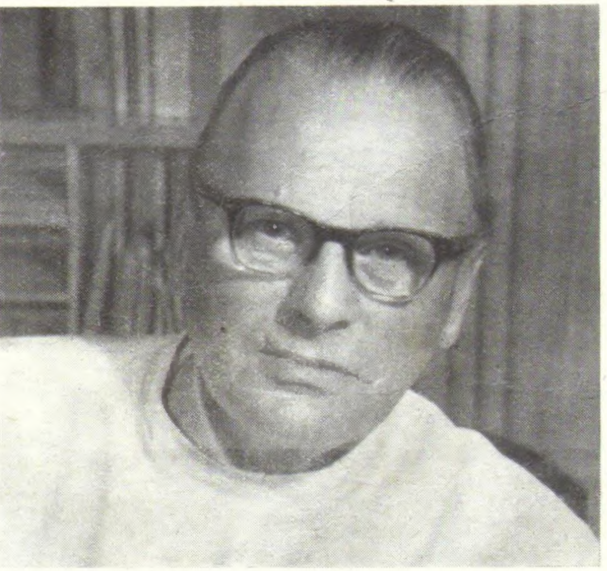
„Erst erproben bevor eine umfangreiche Aktion gestartet wird", sagt der Berliner Senatsrat Dr. Kurt Meyer, Vorsitzender der Gesellschaft zur Bekämpfung der Kinderlähmung. „Wenn sich der Behringsche Impfstoff so bewährt wie der amerikanische, dann wollen wir nachdrücklich für eine allgemeine Schutzimpfung werben. Diese Schutzimpfung aber soll für alle freiwillig sein . . ."



„Für die Impfpflicht" plädiert Dr. Arno Nohlen, Direktor des Berliner Kinderkrankenhauses am Wedding. „Nur mit der Pflichtimpfung ist es uns möglich, die gefährliche Krankheit einzudämmen. Allerdings sollte diese Impfpflicht erst eingeführt werden, wenn sich das neue Serum völlig bewährt hat. Das aber ist erst nach jahrelanger Prüfung festzustellen . . ."



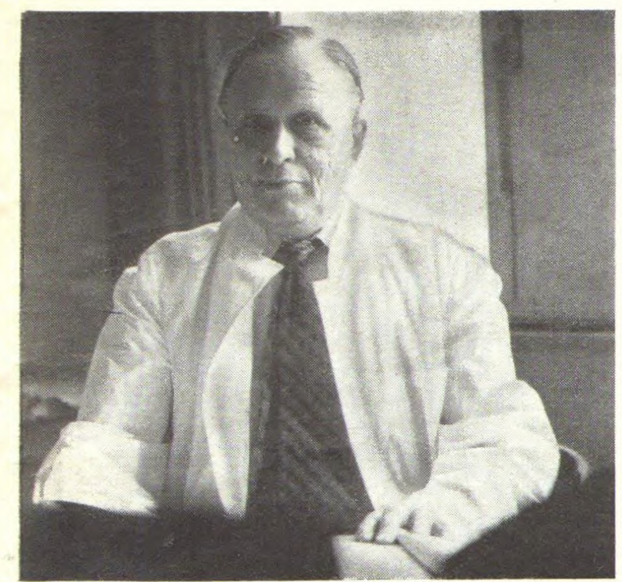
„Keine Zwangsimpfung" meint Ministerialrat Dr. Hans von Behring, Leiter des Gesundheitswesens im Hessischen Innenministerium. Er ist der Sohn des Nobel-Preisträgers Emil von Behring, der einst das Serum gegen Diphtherie und gegen Wundstarrkrampf entdeckte. „Der Staat hätte nicht die Mittel, eine solch riesenhafte Aktion, wie die allgemeine Zwangs-Impfung, zu finanzieren . . ."



„Nicht nur die Reichen sollen sich diese Impfung leisten können", fordert Professor Kurt Hofmeier, Stuttgart. Er war lange Jahre Leiter der Reichsanstalt zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit. „Meiner Meinung nach muß der Staat die Herstellung des Impfstoffes finanzieren." Dies meint auch der Direktor der Stuttgarter Kinderklinik, Professor Adolf Windorfer. Viele Ärzte fordern zudem eine Krankenkassenbeteiligung.



„Zu spät für 1955 denn es steht zu wenig Serum zur Verfügung", bedauert der Chefarzt der Münchner Universitäts-Kinderklinik, Professor Dr. Alfred Wiskott. „Zudem ist die Sommerzeit, die Zeit der Epidemien, schon viel zu nahe. Eine Schutzimpfung immunisiert bis dahin nicht. Versager aber würden die Bevölkerung abschrecken und mißtrauisch machen . . ."



„Zögernde Behörden könnten unsere große Chance verhindern", sagt Professor Walter Kikuth vom Hygiene-Institut der Akademie Düsseldorf. „Zum erstenmal haben wir eine Waffe gegen die furchtbare Seuche. Daher muß der neue Impfstoff sofort allen zugänglich gemacht werden."



Schrecken der Mütter Ein Opfer der Seuche Kinderlähmung: ein gelähmter Junge mit Krücken und Stützkorsett. — Gab es nicht einmal auch andere Seuchen, die Pocken beispielsweise, die ähnlich ein Schrecken der Menschheit waren, bis eine seit dem Jahr 1874 angeordnete Schutzimpfung sie völlig und für immer aus Deutschland verjagte? Es besteht die große Hoffnung, daß die Schutzimpfung gegen Kinderlähmung das gleiche vermag.

Zum Titel:

Dany Robin

Vom Blumenmädchen zur großen Dame verwandelt sich die französische Filmschauspielerin Dany Robin in ihrem neuesten Film „Frou-Frou". Sie spielt das kleine, ungebildete Mädchen ebenso glaubwürdig wie die „Dame von Welt" in großen prunkvollen Toiletten. Doch mehr noch: staunend erlebt der Zuschauer, wie diese 28jährige Schauspielerin im gleichen Film zusehends altert. So will es ihre Rolle, ein Frauenschicksal zwischen 1912 und 1954, Zeiten stürmischer Wandlungen für die Welt der Frau. Unten Dany Robin mit ihrer „Filmtochter".





Das haben die Ufer der Seine in Paris noch niemals gesehen:

Das rollende Hotel und seine Gäste

Frühling wird es, und unbezähmbare Reiselust treibt viele Menschen wieder in die Fremde. Wer aber einen schmalen Geldbeutel hat, wem das Camping-Leben zuwenig bequem ist, wer nicht gern auf den Hotelkomfort verzichtet, für den ist die Reise-Überraschung des Jahres 1955 erdacht worden: das Hotel auf Rädern.

Ein „Waggon" voll Lachen. Die Bullaugen auf, und draußen liegt Paris! Man hat wunderbar geschlafen, man hat nicht gefroren, lag bequem, und nun beginnt der Tag in Paris mit Plänewälzen: wo fahren wir hin, was wollen wir von der Stadt sehen? Das rollende Hotel bleibt an seinem „Ankerplatz" liegen, während der Omnibus die Reisenden zur Stadt hineinfährt.

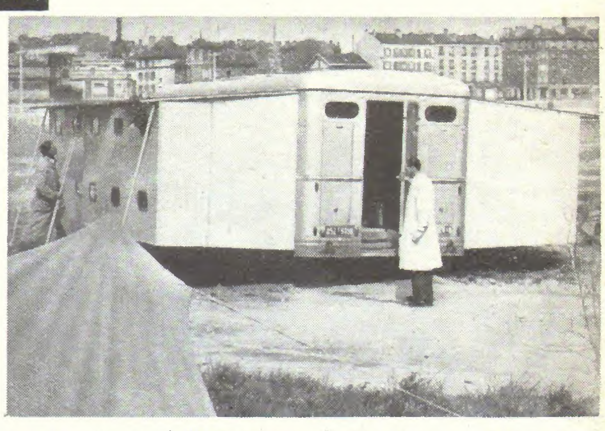




Unser Hotel fährt 80 Kilometer







Eins, zwei, drei wächst ein Hotel!

Innerhalb von zwanzig Minuten verwandelt sich ein unansehnlicher Auto-Anhänger in ein richtiges kleines Schlaf-Hotel. Die Seitenwände des Anhängers werden zum Hoteldach erhoben. Dann ein Griff, und die Fenster-Außenwand steht. Drei, vier weitere Griffe zaubern aus den genial durchdachten Wagenwänden die Stirnseiten heraus — und schon ist Platz für 40 Betten geschaffen! Vom Mittelgang des Anhängers aus werden die weiß überzogenen Luftmatratzen „bestiegen". Lange hatte Siegfried Gass aus Trossingen an einem Pappmodell herumgebastelt: er wollte seinen Gästen mehr Reisekomfort bieten, ohne die Preise erhöhen zu müssen, und konstruierte (erst einmal mit Schere und Leim) dieses neuartige rollende Hotel. Schlafzimmer, Umkleideräume, Küche und Waschgelegenheiten — an alles ist gedacht worden. Die Jungfernfahrt des fahrbaren Hotels ging nach Paris.

Das „Hotel-Leben"



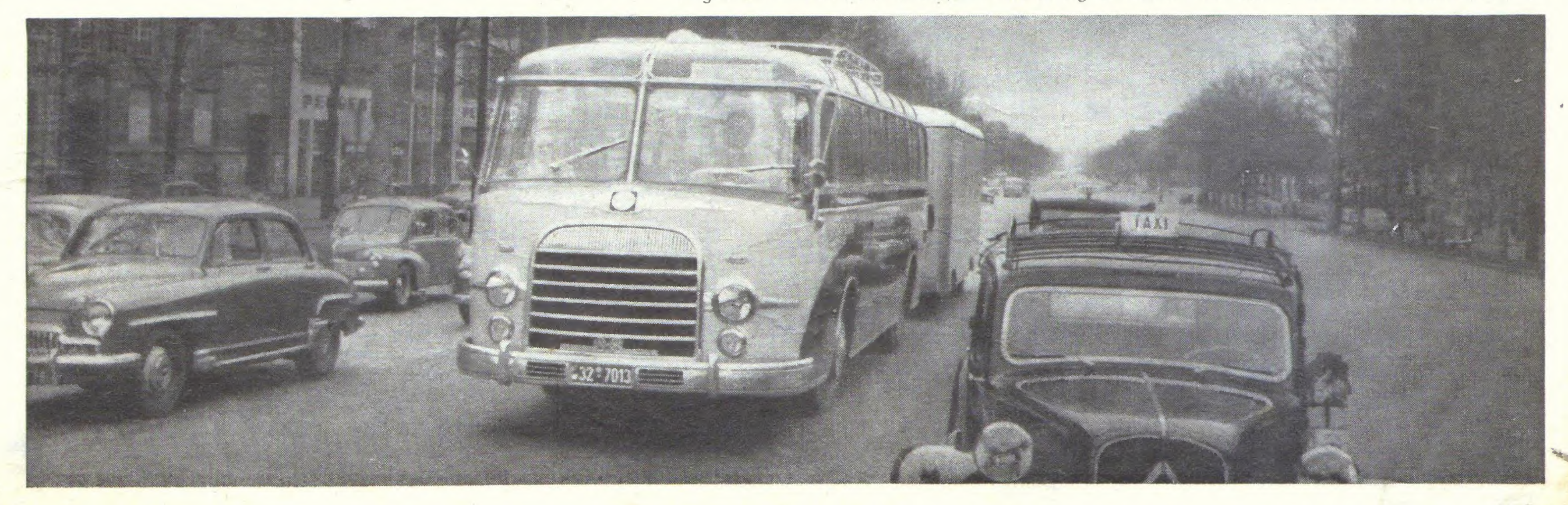
Die Morgenwäsche findet am herausklappbaren Waschbecken statt. Rechts und links der Wagentüre rauschen je drei Wasserhähne — und wenn zu viele neugierige Zuschauer da sind, können schützende Planen herabgelassen werden. Am Omnibus angehängt, ist der „Hotel-Teil" genau so schmal wie dieser; aufgebaut, wächst er sich zur dreifachen Breite aus.



Zuerst das Frühstück, dann der Stadtbummel. Dieser wahre Zauberkasten enthält auch eine richtige kleine Küche; auf Propangas-Flammen wird das Frühstück für 40 Personen gekocht — das gehört zum Reise-Preis! Klapptische und -stühle sind auch geschickt versteckt und werden zu den Mahlzeiten aufgestellt. Ist die Zeit zum Stadtbummel gekommen, dann kann man in aller Bequemlichkeit die Camping-Hose und den Pullover mit dem eleganten Stadtkleid vertauschen . . .

Fünf Tage Paris —
so billig und so bequem!

Einkaufen in Paris — welche Frau könnte dieser zauberhaften Verlockung widerstehen! Ob knusprige „flûtes", die herrlichen Weißbrotstangen, ob reizende modische Kleinigkeiten, die jede Paris-Besucherin mit nach Hause nehmen möchte — man hat die Wahl! Aber wer soll das bezahlen? Jeder kann sich's leisten! Denn dieses rollende Hotel ist dank seiner genial erdachten und genau kalkulierten Konstruktion so billig, daß man für fünf Tage Reise von Trossingen nach Paris und zurück, Übernachtung und Frühstück nur — 75 Mark zu zahlen hat . . .



Der große Zweikampf



Drei putzige Wollknäuel, drei kleine Iltisse nämlich, haben sich keck aus der Wohnhöhle unter einem alten Baumstumpf hervorgewagt. Sie warten auf ihre Mutter, die zum „Einholen" ging, und ahnen nicht, was für einen gefährlichen Kampf sie um das Futter für ihre Kinder zu bestehen hat . . .

In einmaligen, erregenden Bildern hielt Heinz Sielmann ein dramatisches Geschehnis fest: einen Kampf auf Leben und Tod zwischen Schlange und Iltis, wie ihn noch keiner sah.



Aug in Aug, nur Zentimeter voneinander entfernt, so verharren zwei Todfeinde: die Iltismutter und eine Kreuzotter. Mit weit vorgestrecktem Hals lauert das Iltisweibchen auf jede Bewegung des Feindes. Die Schlange hat sich in ihrer typischen Angriffsstellung zusammengerollt. Kopf, Hals, Rumpf bilden eine gefährliche Muskelspirale, deren Wucht durch ein Aststück als Widerlager noch verstärkt wird. Ein Bild ungeheurer Spannung: Jedes der Tiere ist bereit, bis zur Vernichtung zu kämpfen . . .



Blitzschnell schießt der Kopf der Kreuzotter nach vorne, so schnell, daß nicht einmal die laufende Filmkamera imstande ist, der Bewegung zu folgen. Schnell war auch die Reaktion der Iltismutter; und doch — den Bruchteil einer Sekunde zu spät. Dicht unter ihrem geschlossenen Auge haben die Schlangenzähne sich eingegraben, Gift träufelt in die Wunde. Im Schmerz krümmt sich die Iltismutter zusammen, im Schmerz reißt sie das Maul auf — ein Bild, wie es wohl noch kein Mensch sah. Jeden bannt dieser Ausdruck einer Qual, wie sie auch auf einem Menschen-Antlitz stehen könnte.





Sieg und reiche Beute

In weiten Sätzen jagt jetzt die Iltismutter mit der besiegten Kreuzotter im Maul zu ihrem Bau, zu den Jungen zurück. Schwer schleift der tote Schlangenleib im Sande nach. — Der Biß der Kreuzotter hat den Iltis zu höchster Wut aufgestachelt, mit einem Satz war das Tier über dem giftigen Reptil und brach der Schlange das Rückgrat (oben rechts). Nicht ungefährlich war diese Begegnung; zwar sind Iltisse gegen Schlangengift ziemlich widerstandsfähig. Mehrere Bisse der Otter aber hätten das Ende der Iltismutter bedeutet.

„Tauziehen" vor dem Bau

Die Iltismutter hat ihre Beute noch im Fang (links unten), da stürzen sich schon ihre Jungen darüber her. Ein Wurzelstock ist im Weg, die tote Schlange wird zum Turngerät. Zwei Iltiskinder ziehen auf der einen Seite, zwei auf der anderen, ein herrliches Spiel für die Jungen — es stählt die Muskeln, stärkt das Gebiß. Doch dann ist der Hunger größer als der Spieltrieb. Gemeinsam ziehen jetzt alle am gleichen Strick, und langsam verschwinden Schlange und Iltiskinder im Gang der Wohnhöhle (rechts). Nur dort wird gefressen, nicht im Freien. So will es das weise Gesetz der Iltisse: In der Höhle ist Sicherheit.

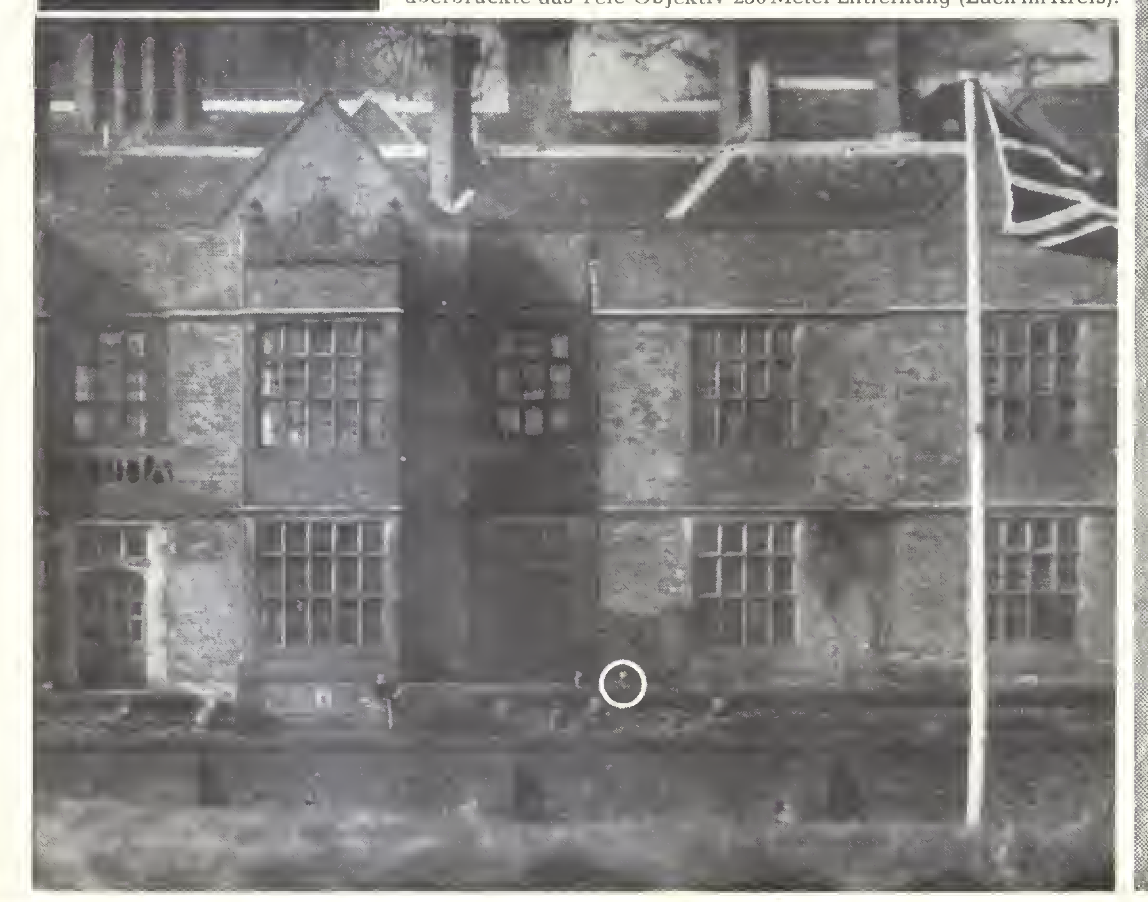
Textbericht auf Seite 44

Reporter müssen so sein!

Vom Fotografen belauscht, aber nicht gestört:

Churchill und sein Nachiolger Eden

Nach einem halben Jahrhundert Leben für die Politik hatte Churchill nur einen Wunsch: in Syrakus ungestörte Ferien zu verbringen. Die Reporter respektierten diese Bitte — und schossen mit Tele-Objektiv aus einem Versteck heraus den „Großen alten Mann" am Hotelfenster. Eden verbrachte die ersten Tage als Premierminister im offiziellen Landsitz Chequers, wo Fotografieren verboten ist. Hier überbrückte das Tele-Objektiv 250 Meter Entfernung (Eden im Kreis).



Quick stellt vor:

Allein in Deutschland gibt es rund 238000 Sekretärinnen. Sie bestimmen unser Leben, mehr als wir ahnen. Ob wir in einem angenehmen oder „muffigen" Betriebs-



Erster Bericht:

Der Chef ist nicht da

von Harro Dau

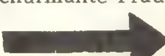
klima arbeiten, das alles hängt zum großen Teil von ihnen ab.

Weltmacht Sekretärin

Die wichtigste Persönlichkeit in einem großen Betrieb, dessen Chef fast immer auf Reisen sein muß:

Die Chefsekretärin

Die junge Frau im dezenten Schneiderkostüm ist wie jeder andere Betriebsangehörige morgens um 7 Uhr gekommen, aber sie verläßt das Werk als letzte, oft viele Stunden nach Feierabend. Sie ist eine der 238 000 deutschen Sekretärinnen. Der Pförtner begrüßt sie mit besonderer Hochachtung. Die Direktoren behaupten sogar schmunzelnd: „Vor uns macht er eine Verbeugung, vor ihr drei!" Sie heißt Ursula Büchner, ist 36 Jahre alt und seit drei Jahren Chefsekretärin bei Hans Thierfelder, dem sehr oft verreisten Besitzer der Arwa-Werke. Sie hat also eine Stellung, die nur wenige Sekretärinnen jemals erreichen. Sie ist sogar schon seit ihrem 18. Lebensjahr Chefsekretärin. Die Erklärung: sie hat nicht nur überragende berufliche Fähigkeiten, sie ist vor allem eine charmante Frau.



Der Chef ist nicht da




Für die Mitarbeiter: eine freundliche Kollegin. Mittags in der Kantine ißt sie jeden Tag an einem anderen Tisch, denn niemand soll sich bevorzugt fühlen. Niemand erfährt natürlich von ihr „Chefgeheimnisse". Sie kann schweigen. Aber von ihr geht Atmosphäre aus, und man kann mit ihr reden, ohne daß gleich Entscheidungen fallen müssen. Sie sorgt auf diese Weise für ein gutes „Betriebsklima", und das gehört zu ihren wichtigsten Aufgaben.



Für die Gäste: eine charmante Gastgeberin. Der Chef ist nicht da, aber die Gäste des Werks fühlen sich keineswegs vernachlässigt. Am späten Abend noch fährt Frau Büchner mit Besuchern von Berchtesgaden ins nahe Salzburg, und niemand merkt der fröhlichen jungen Frau an, daß sie zehn Stunden Arbeit hinter sich hat.



Für den Chef: der gute Geist. Ursula Büchner sorgt dafür, daß auch in der Wohnung des Chefs alles so aussieht, als ob er da wäre. So ist Frau Büchner oft auch noch „Haushalts-Vorstand", wenn der Chef einmal mit seiner Familie zusammen verreist.







„Meine schönste Arbeit", sagt Ursula Büchner: jeden Montagmorgen breitet der Gärtner in der Empfangshalle einen Blumenteppich vor ihr aus. 75 Vasen in den Besuchs-, Konferenz-, Direktions- und Büroräumen des großen Verwaltungsbaus sollen gefüllt werden. 75 Blumensträuße, mit Sorgfalt und Liebe je nach Geschmack des einzelnen ausgesucht, erinnern so jeden Tag daran, daß die Chefsekretärin da ist und an alle und alles denkt

Sie weiß immer alles. Färbermeister Höfer, der ahnungslos zur Chefsekretärin gerufen wurde, ist völlig überrascht: Ursula Büchner streckt ihm strahlend einen Blumenstrauß entgegen und — ein großes Paket mit einer Babyausstattung. Höfer hatte selbst noch nicht gewußt, daß er soeben zum drittenmal Vater geworden ist. Ursula Büchner dagegen wußte, wie immer, auch darüber schon Bescheid . . .

Die Uhr geht weiter. Der Stuhl des Chefs neben Ursula Büchner ist leer, wenn die tägliche Direktions-Konferenz beginnt. Sie führt das Protokoll. Um sie herum sitzen fünf Temperamente, und außerdem kämpft natürlich jeder Abteilungsleiter für sein Ressort. Aber Frau Büchner sorgt für freundlichen Ausgleich wie die Hausfrau, wenn sie Gäste hat. Und sie ist es auch, die in strittigen Fragen telefonisch die Entscheidung des Chefs einholt.



Ohne besonderen Auftrag. Nicki und Flori, die Pudel des Chefs, hat Ursula Büchner besonders in ihr Herz geschlossen. Wenn Herrchen und Frauchen nicht da sind, besucht sie die beiden, um mit ihnen eine halbe Stunde zu spielen.



Weltmacht Sekretärin. Zentrale des Großbetriebes: das Chefsekretariat. Hier regiert Ursula Büchner, unterstützt von der „Sekretärin der Sekretärin", der 22jährigen Sigrid Moll. Hier laufen täglich rund 1000 Briefe, 500 Telefongespräche und 150 Meter Fernschreiben ein. Ursula Büchner entscheidet, was dem Chef und was den Direktoren vorgelegt werden muß. Ihre Arbeit gibt dem Chef das sichere Gefühl: „Mein Betrieb läuft, auch wenn ich nicht da bin." Sie ist eine Frau, die nicht befiehlt — die auch nicht befehlen darf — aber „ohne die es nicht geht". So ist es nicht nur hier, sondern in jedem Betrieb. Ob er reibungslos läuft oder mit Spannungen, die jedem Betriebsangehörigen die Freude an der Arbeit nehmen, das hängt immer wesentlich von der Chefsekretärin ab.

Wo liegt das Geheimnis einer Karriere wie der von Ursula Büchner? LUDWIG REINERS, Direktor eines großen Unternehmens und Verfasser mehrerer erfolgreicher Bücher schreibt:

Ferdinand Sauerbruch hat einmal gesagt: „Das beste Mittel gegen die Manager - Krankheit ist eine hervorragende Sekretärin." Der große Leib- und Seelenarzt kannte die Welt. Es gibt Direktoren, in deren Büro und Kopf es zugeht wie in einem Taubenschlag: Besucher geben einander die Klinke in die Hand, das Telefon läutet ständig, jeder Brief wird beim Diktieren dreimal unterbrochen, und für die ruhigen Stunden des inneren Schauens und Schaffens bleibt niemals die Zeit. Wenn man diese geplagten Manager fragt, wie es ihnen gehe, kommt mit Sicherheit die Antwort: „Ich bin leider momentan überlastet." Der Moment dauert vom 30. Geburtstag bis zur Beerdigung, die infolgedessen vor dem 60. Geburtstag stattfindet. Das Deutsche Industrie-Institut,

Der Chef ist nicht da



Chefsekretärin zu Hause

Auch zu Hause klappt bei Ursula Büchner alles wie am Schnürchen. Sie hat sich nach ihrem eigenen Geschmack eine kleine Zweieinhalbzimmerwohnung eingerichtet. Manchmal kommt übers Wochenende ihre zwölfjährige Tochter Ingrid, die auf einer Waldorfschule ist (ihr Vater ist vermißt). Sonst läuft Frau Büchner in ihrer Freizeit Ski, sie segelt und reitet, weil es ihr Freude macht, und weil sie sich für ihren Beruf frisch halten will.

die Hochburg der kapitalistischen Wirtschaft in Westdeutschland, hat kürzlich die folgenden passenden Verse abgedruckt:

Wie hinter fortgewehten Hüten,
so jagen wir Terminen nach.
Vor lauter Hast und Arbeitswüten
liegt unser Innenleben brach.
Wir tragen Stoppuhr'n in den Westen
und gurgeln abends mit Kaffee.
Wir hetzen von Geschäft zu Festen
und denken stets im Exposé.
Wir sind tagaus, tagein im Traben
und sitzen kaum beim Essen still.
Wir merken, daß wir Herzen haben
erst, wenn die Pumpe nicht mehr will.

Was kann man dagegen tun? Wie kann man in dieses unnatürliche Leben Ordnung und Harmonie bringen?

Vor Jahr und Tag hat mir einmal einer der Generaldirektoren von der Ruhr von seiner Sekretärin vorgeschwärmt und mit ein paar Worten das ganze Problem auseinandergefaltet:

„Ich habe gottlob einen Traum von Sekretärin. Diese Traumsekretärin heißt Gisela. Da sie Gisela heißt, ist sie Anfang 30, denn 1920 fing der Name an, modern zu werden. So alt muß man auch sein, um die fünf entscheidenden Eigenschaften der Sekretärin zu haben. Sie liegen natürlich nicht auf dem Gebiet von Stenographie und Schreibmaschine, von Rechtschreibung und Fremdsprachen, sie liegen auf einer weit höheren Ebene.

Die erste ist: Mitdenken. Wenn zu mir ein Geschäftsfreund kommt und sagt: ‚Herr Generaldirektor, was denken Sie über türkisches Chrom?' dann drücke ich nur auf die Klingel und frage Gisela: ‚Sagen Sie bitte, was denke ich über türkisches Chrom?' und dann antwortet sie: ‚Darüber haben wir an Edelstahl Krefeld vor vier Wochen geschrieben; ich bringe Ihnen gleich den Brief', und die Sache ist erledigt. Ein gutes Gedächtnis ist also nötig, aber seit die Chinesen das Papier erfunden haben, kann man es durch geschickte Zettelkästen weitgehend unterstützen. Aber das Gedächtnis allein tut es nicht. In einen hohlen Kopf geht viel Wissen. Wichtiger noch ist, daß Gisela alle Zusammenhänge schnell erfaßt und bei jeder Sache sofort fühlt, wo ich hinaus will. Eine richtige Frau macht das gar nicht mit dem Kopf, sondern sie hat das in den Fingerspitzen. Sie schmeckt jedem Brief, der bei uns hereinkommt oder hinausgeht, gleichsam an, was damit bezweckt wird und was zwischen den Zeilen steht, und nur wenn sie das kann, ist sie mir die richtige Stütze.

Zweitens ist Gisela eine gute Menschenbehandlerin. Bedenken Sie: jede Sekretärin ist ein Filter. Wenn ich alle Leute zu mir ins Zimmer lasse, die herein wollen, bin ich nach acht Tagen nicht mehr in diesem Zimmer, sondern im Sanatorium. Also brauche ich einen vorbeugenden Hausknecht, der den größten Teil der Leute hinauskomplimentiert, noch bevor sie eingetreten sind. Dafür gibt es keine Regel. Diese Kunst erfordert neben einer genauen Kenntnis unseres Geschäfts einen menschlichen Instinkt. Schnorrer, Erfinder und Querulanten muß sie auf drei Meter gegen den Wind riechen können. Der alte Berliner Bankier Fürstenberg hat sich zu seinem 70. Geburtstag von seiner gesamten Verwandtschaft Bilder erbeten, und als ihm diese in prachtvollem schweinsledernem Album überreicht wurden, hat er das Album seiner Sekretärin übergeben und ihr gesagt: ‚Wenn einer



Da ist der Chef! *Er ist gerade aus Mailand am Münchener Flugplatz angekommen. Ursula Büchner hat ihn abgeholt. Schnell spricht er mit seiner Sekretärin die wichtigsten Entscheidungen durch, interessiert sich vor allem für die Produktions- und Verkaufsziffern und — fliegt dann nach Berlin weiter...*

dieser Leute je zu Besuch kommt, bin ich auf ein Jahr nach Amerika verreist.' Das Verfahren ist gut, aber es genügt nicht; außer der Familie gibt es noch viele andere unerwünschte Besucher. Aber natürlich kann der Filter auch zu dicht sein; dann erfährt der Mann an der Spitze nicht alles, was er wissen muß. Das geht auch nicht. Alle Lebenskunst ist eine Frage der Dosierung.

Gisela ist eine so gute Menschenkennerin, daß sie sogar bei jedem Telefonanruf heraushört, ob die behauptete Privatangelegenheit wirklich echt ist oder nur eine Auto-Offerte oder ein Versicherungsangebot. Wenn ihr ein Abteilungsleiter erzählt, er müsse mich auf der Stelle sprechen, dann kann sie zwar nach seinen Papieren die Dringlichkeit nicht beurteilen. Aber aus seinem Tonfall hört sie schon heraus, was wichtig ist und was Wichtigtuerei. Und warum kann sie das?

Weil sie eine gewisse innere Souveränität hat. Wer sich von Menschen, Eindrücken und Nachrichten leicht imponieren läßt, der taugt nicht für Spitzenstellungen und auch nicht für die Positionen neben der Spitze. Wer etwas Besonderes leisten will, muß einen inneren Abstand von den Dingen haben. Wer ein Gefühl der Beklemmung verspürt, wenn er allein und verspätet durch einen vollbesetzten Festsaal gehen muß, der ist in seinem Selbstbewußtsein noch zu abhängig von den Mitmenschen, und diese Abhängigkeit wird ihm in seinem Leben viel Geld und Kummer kosten. Gisela weiß, wer sie ist und was sie kann. Und weil sie wirklich davon überzeugt ist, trägt sie dies Selbstbewußtsein auch nie zur Schau, denn wir alle posieren ja nur die Eigenschaften, die wir nicht haben. Zwischen Minderwertigkeitskomplex und Überheblichkeit richtig hindurchzusteuern, das ist für alle Berufe eine der wichtigsten Künste und für die Sekretärin doppelt.

Daß sie — viertens — verschwiegen ist wie das Grab eines Taubstummen, brauche ich nicht erst zu sagen. Sekretärinnen, die den Inhalt unserer Briefe oder die Vorfälle in der Direktion auch nur von ferne jemandem andeuten, sind natürlich undiskutierbar. Aber die Verschwiegenheit allein tut's da nicht. Sie darf sich überhaupt nicht mit dem übrigen Betrieb zu eng einlassen. Der alte Bismarck pflegte zu sagen: ‚Wenn sich die Knechte zanken, ist die Herrschaft gut bedient.' Das ist vielleicht eine allzu unsentimentale Auffassung des Menschenlebens, aber dicke Freundschaften untergraben leicht die Ordnung des Betriebes. Wer mit allen auf du und du ist, hat nie genügend Autorität.

Aber die wichtigste Eigenschaft Giselas ist am schwersten zu definieren.

Ich möchte sagen, sie hat Atmosphäre. Von der Atmosphäre der Sekretärin hängt zunächst einmal die Stimmung in den Direktionsräumen ab und dann auch das ganze Betriebsklima. Die Atmosphäre, die sie verbreitet, muß heiter und ruhig sein — eben dank der Souveränität, mit der sie von der Frisur bis zu den Kreppsohlen erfüllt ist. Wenn beide Telefone im Sekretariat gleichzeitig läuten, wenn außerdem ein Besucher mit dem Auftreten eines Großherzogs den Fuß ärgerlich wartend in den Teppich des Vorzimmers bohrt und dann noch ein Prokurist puterrot vor Aufregung und Eile ins Zimmer stürzt und in diesem Augenblick läute ich auch noch und die Kollegin ist nicht im Zimmer, dann fühlt sich Gisela ganz in ihrem Element. Seelenruhig sagte sie in beide Apparate: ‚Ich spreche gerade am anderen Apparat, bitte wieder anrufen', veranlaßt den Prokuristen, den Besucher zu unterhalten und tritt zu mir ins Zimmer mit dem heiteren und ausgeruhten Antlitz einer Lady, welche grade zwei Stunden auf der Terrasse ihres Schlosses über den gut geschorenen Rasen geblickt hat. Es wird ihr nicht einfallen, mir von dem Trubel im Vorzimmer zu erzählen, bevor ich ihr nicht alles gesagt habe, weswegen ich geläutet hatte. Um eine solche Atmosphäre der Sachlichkeit und zugleich Behaglichkeit zu verbreiten, gibt es ein einfaches Rezept: Man muß eine Persönlichkeit sein."

So sieht also die Traumsekretärin aus. Die Wirklichkeit pflegt, wie immer, hinter dem Ideal zurückzubleiben. Aber die eine oder andere „Gisela" habe ich in meinem Leben auch erlebt. Sie konnte mit drei Worten den hartgesottensten Versicherungsvertreter aufs Kreuz legen und zugleich eine Liebenswürdigkeit entwickeln, welche selbst die Gattin des Direktors zu entwaffnen imstande war.

Von einem Punkt war freilich bei jener Beschreibung der Traumsekretärin nicht die Rede, einer Eigenschaft, welche die meisten Anwärterinnen zu überschätzen pflegen. Sie stellen sich die Position der Sekretärin etwa im Rahmen jener schönen Geschichte von dem Psychologen und den drei Bewerberinnen vor. Der Betriebspsychologe hatte erklärt, er könne mit einer Frage den Arbeitstyp der drei Anwärterinnen um den Posten der Chefsekretärin enthüllen. Er ließ eine nach der andern hereinkommen und fragte: „Wieviel ist zwei mal zwei?" Die erste antwortete: „Vier!" Die zweite sagte mit schelmischem Lächeln: „Fünf weniger eins." Und die dritte fragte: „Wollen Sie kaufen oder verkaufen, Herr Direktor?" Er schickte alle wieder hinaus und erklärte dem Direktor: „Die erste ist der normale Arbeitstyp, die zweite hat Einfälle, ist aber etwas kapriziös, die dritte hat natürliche kaufmännische Neigungen. Und welchen Arbeitstyp bevorzugen Sie, Herr Direktor?" — „Die Blonde mit den langen Beinen."

So stellen sich viele Menschen die Welt der Sekretärin vor. Aber so ist diese Welt nicht. Die Wirtschaft ist ein Reich scharfen Kampfes, und über eine vergessene Wechseleinlösung läßt sich der Direktor durch den schönsten Lockenkopf nicht hinwegtrösten. Erotische Beziehungen zwischen Direktor und Sekretärin sind in Filmen häufiger als in der Wirklichkeit. Die alte Regel der kaiserlichen Armee: „Nie mit 'ner Dame vom Regiment", gilt in den Betrieben auch heute noch häufiger, als man glaubt. Von manchem andern Argument abgesehen, fürchtet der Direktor gewöhnlich die Ordnung des Betriebs durch solche Beziehungen zu untergraben.

Selbstverständlich beruht die „Weltmacht Sekretärin" zum guten Teil darauf, daß die Sekretärin eine Frau ist und hierdurch über stille Machtmittel verfügt, die ein Sekretär nicht besitzen würde. Aber die Anwendung dieser Machtmittel vollzieht sich nicht direkt und nicht primitiv, sondern durch jene beschwingtere Atmosphäre, die nur eine richtige Frau zustande bringt.

Das ist das Großartige an diesem Beruf, daß der Mensch bei ihm — ähnlich wie etwa der Arzt oder der Lehrer oder der Schauspieler — mit seiner ganzen Figur auf der Schanze steht. In vielen spezialisierten Berufen werden nur Teilkräfte des Menschen aufgerufen, und sein inneres Wesen kommt in der Berufsleistung nicht zur Geltung. Die Chefsekretärin als einer der geheimen Mittelpunkte des Betriebs strahlt die Wirkungen ihrer ganzen Existenz nach allen Seiten aus, und von ihr hängt es ab, wie lange der Direktor lebt, ob das Klima des Betriebs auf Sturm oder auf blauen Himmel steht, ob Lieferanten, Kunden und Geldgeber den Betrieb als eine „sehr angenehme Geschäftsverbindung" rühmen, kurzum, ob das Unternehmen auf der Sonnen- oder auf der Schattenseite des Lebens angesiedelt ist. Man könnte fast sagen, daß auf die entschwundenen Zeiten des Matriarchats und des Patriarchats ein Mittelding zwischen beiden, das Sekretariat, gefolgt sei.

Im nächsten Heft:

Die 7 Todsünden der Sekretärin

AUF DEN SPUREN VON JOHANN JAKOB ASTOR

Weltumsegler einst und jetzt

Tempelhof, Berlin, wo der Ritterorden der Tempelherren den westdeutschen Wehrbauern Höfe schuf, auf dem Paradefeld der Garde, auf dem der amerikanische Flieger Wright zuerst startete, vor kaum 50 Jahren – da hallen heute, mit dem Dröhnen der Motoren der Flugzeuge, die Weltsprachen durch das Riesenhalbrund des kirchenhoch überdachten Flugsteigs ... 1000 Tage brauchte der Weltumsegler Cook, wozu heute 5 Tage genügen. Auch der New Yorker Großkaufmann ASTOR brauchte noch gute 28 Tage, um zur Leipziger Messe, via Berlin, zu kommen.

Das Naturkork-Mundstück der ASTOR schützt die erlesene Tabakmischung vor allen fremden Einwirkungen und erschließt auf diese Weise erst den reinen Rauchgenuß



IM KÖNIGSFORMAT MIT KORKMUNDSTÜCK

Die Raucherin der ASTOR empfindet das Mundstück aus Naturkork als eine besondere Annehmlichkeit, denn es nimmt kaum eine Spur ihres Lippenstiftes an.

WALDORF-ASTORIA * HAMBURG UND MÜNCHEN



Niemandsland der Liebe

Ein Hongkong-Roman von Ernest K. Gann

Verzweifelt sucht Jane Hoyt ihren Mann. Louis Hoyt, amerikanischer Pressefotograf, hatte die Absicht, einen Bildbericht aus Rotchina zu machen, und ist verschwunden. Die letzte Spur von ihm führt nach Hongkong. Bei der dortigen Hafenpolizei zeigt man Jane zwei Kameras, die ihm gehört haben. Tweedie, eine zweifelhafte Persönlichkeit, Besitzer eines Restaurants, behauptet, Louis sei tot. Jane will es nicht glauben. Ihre ganze Hoffnung klammert sich nun an zwei Menschen, deren Namen ihr in Hongkong immer wieder genannt werden: den Abenteurer Henry Lee und die geheimnisvolle Chinesin Maxine . . .

Eine Betonrampe führte von der hochgelegenen Polizeistation zur Salisbury Road. Jane lief sie fast hinunter. Am liebsten möchte ich rennen, dachte sie. Es braucht so wenig, um einem Mut zu machen! Ich möchte gerade das tun, wovor mich Inspektor Rodman gewarnt hat, nämlich hoffen, hoffen, hoffen . . . Jetzt war wenigstens ein Riß in der Mauer – etwas Definitives über Louis. Wer anders sollte die Aufnahmen gemacht haben als Louis? Also hatte er vor kurzem noch gelebt — vielleicht noch vor wenigen Wochen, und das bedeutete so viel! Als er die Aufnahmen von dem Mädchen gemacht hatte, mußte er noch frei gewesen sein — während sie ihr einreden wollten, er sei gefangen. Natürlich konnte er nicht schreiben, weil er sich verstecken mußte — aber er lebte! Jane war so sicher, daß er lebte.

Warum nur hatte Tweedie gesagt, er sei tot? Wann hatte er diese Nachricht erhalten? Von wem? Oder war es eine Lüge?

All diese Fragen kreisten in Janes Kopf. Tweedie . . . Marty Gates . . . Inspektor Rodman. Und in ihrer Tasche war ein Zettel mit der Adresse von Henry Lee. Lee muß helfen! Wenn nichts anderes, dann würden ihn Janes siebentausend Dollar dazu bewegen. Siebentausend Dollar, mühsam erspart. Eine Schande, dieses Geld einem Menschen wie Henry Lee zu geben — aber wenn es Louis zurückbringen konnte, hatte es seinen Zweck erfüllt. Es war alles, was sie besaß.

Jane bog nach rechts in die Salisbury Road ein und verlangsamte den Schritt, während sie zur Landestelle der Fähre ging. Da war noch die Frage der Zeit. Inspektor Rodman hatte angedeutet, daß Eile wichtig sei. Wieviel Zeit hatte sie — und wie konnte Henry Lee zur Eile angetrieben werden?

Dieser Gedanke beschleunigte ihren Schritt von neuem, und sie war fast außer Atem, als sie zu dem kleinen Antiquitätenladen kam, der sich an dem Platz vor der Landestelle befand. Das Schaufenster war mit Statuetten, billigen Pyjamas, winzigen Elfenbeinelefanten, Fächern und Modellen von chinesischen Dschunken vollgestopft. Jane warf kaum einen Blick darauf. Es war der einzige Antiquitätenladen in dem großen Häuserblock, und hier würde sie Maxine Chan finden. Sie mußte sie finden!

Ein rätselhaftes Telegramm

PIFOG PRIFI BELLSON STOP KEINE BANKKONTEN BELLSON +

Was dieses Telegramm bedeutet, lesen Sie auf Seite 34

Sie öffnete die Tür und blieb auf der Schwelle stehen, um die Augen an das Halbdunkel zu gewöhnen.

Aus dem Hintergrund des Ladens ertönte eine sanfte Stimme. „Guten Morgen. Womit kann ich dienen?" Ein chinesisches Mädchen tauchte aus dem Dunkel auf und kam lautlos — nur ihr langes Gewand knisterte leise — vor.

„Ich möchte Maxine Chan sprechen", sagte Jane Hoyt.

„Ich bin Maxine."

Jane blickte sie an und war entzückt. O Louis! Ein Wunder, daß dein Sinn für Schönheit dich nicht für ewig in Hongkong zurückgehalten hat! Maxines Augen waren riesengroß, dunkelbraun und hoben sich wunderbar von ihrer goldfarbenen Haut ab. Das Gewand unterstrich ihr apartes Aussehen, es war tief blaugrün, der hohe chinesische Kragen umrahmte ihren schlanken Hals.

„Wie schön, daß Sie Englisch sprechen", sagte Jane verlegen. Wie kann man einem fremden Mädchen, ohne es zu erschrecken, klarmachen, daß man mit ihm über den eigenen Mann sprechen will?

„Das ist selbstverständlich", erklärte Maxine. „Zu Hause haben wir immer Englisch gesprochen. Wir tun es noch, wenn wir zusammenkommen. Ich bin in den Staaten in die Schule gegangen."

„Oh! Wo denn?" fragte Jane inter-

Niemandsland der Liebe

essiert. Vielleicht gab das einen Anknüpfungspunkt.

„Ins Mills College in Oakland." Sie blickte Jane fragend an. „Möchten Sie Seidenartikel sehen, oder . . . ?"

„Ich überlege gerade . . . Wenn Sie ein paar Minuten Zeit hätten, möchte ich Ihnen gerne ein paar Fragen über meinen Mann stellen." Jane hob rasch die Hand und lächelte. „Nein . . . nein, Sie brauchen nicht davonzulaufen. Ich bin keine eifersüchtige Ehefrau, die Rache sucht." Sie hatte offensichtlich das Richtige getroffen, denn nun lächelte auch Maxine. „Allerdings — ich könnte ihm keinen Vorwurf machen! Sie sind das entzückendste Geschöpf, das ich jemals getroffen habe."

Sie lachten nun beide, erst noch etwas zurückhaltend, dann sagte Maxine, Jane sei sehr liebenswürdig, und fügte hinzu: „Einen Moment. Ich weiß jetzt, wer Sie sind. Sie sind die Frau von Louis Hoyt! Er zeigte mir Ihr Bild, auf dem haben Sie so gelacht, wie jetzt eben."

„Ich freue mich, daß er das getan hat. Das ist ein gutes Zeichen."

„Sie brauchen sich Ihres Mannes wegen keine Sorgen zu machen, er ist ein prächtiger Mensch. Er flößt jedem, der ihn kennenlernt, Vertrauen ein. Ich beneide Sie. Kommen Sie doch mit ins Hinterzimmer, wir wollen eine Tasse Tee trinken."

„Gern."

Sie setzten sich an einen niederen Tisch und tranken Tee aus den dünnsten Tassen, die Jane je gesehen hatte. Jane fühlte sich leicht und glücklich, wie schon lange nicht mehr. Maxine erzählte von ihrer Familie: wie sie gezwungen worden waren, China zu verlassen, und wie sie nun mit diesem kleinen Antiquitätenladen ihr Brot verdienen mußte. Sie klagte nicht, sie schien sich über ihre Situation eher lustig zu machen.

„Ich werde als alte Jungfer enden, wenn ich nicht aufhöre, mit Amerikanern auszugehen", erklärte sie. „Anständige chinesische Mädchen tun das nicht. Aber was soll ich machen? Meine schiefen Augen stellen mich vor viele Probleme. Sie mögen sie hübsch finden, und für ein paar Stunden begeistern sie auch einen Weißen, aber wenn er bei Vernunft ist, meint er es nicht ernst. Natürlich möchte ich heiraten. Aber wen? Ich habe in Amerika die Schule besucht, ich denke wie eine Amerikanerin, ich kann nicht anders. Wenn ich einen Chinesen heiratete, würde ich sterben, weil ich zu westlich denke und empfinde. In meinen Kreisen ist die Liebe eines Chinesen mit Geld verbunden. Und in ein paar Jahren könnte mein Mann eine Konkubine nehmen . . . oder zwei, oder drei — so viele, wie er sich leisten kann. Und dagegen könnte ich nichts tun. Wo bleibt dann Maxine? Zu Hause und pflegt ihre Kinder. Das wäre an sich nicht schlimm, wenn man Sicherheit hätte. Aber ein chinesischer Mann kann sein ganzes Vermögen seiner Konkubine oder deren Kindern hinterlassen. Kein Gesetz kann ihn daran hindern. Glauben Sie nicht an das Geschwätz, daß eine chinesische Frau Sicherheit hat! Ich will mich amüsieren. Aber die chinesischen jungen Männer gehen nicht mit mir aus, weil man mich mit Amerikanern gesehen hat. Und so amüsiere ich mich eben auf meine Weise. An den meisten Abenden habe ich eine Verabredung, oder ich bin irgendwo eingeladen. Ich habe nie Zeit, zu grübeln."

„Kennen Sie einen Fernand Rocha?"

„Natürlich. Er war an dem Abend mit uns zusammen, als Ihr Mann mich zum Essen zu Tweedie einlud. Fernand





Die gute Erde. *Mühsam schleppen Bäuerinnen Dünger zu den steinigen Hängen Hongkongs empor. So entsteht die „gute Erde", auf der die Bauern ihr Gemüse bauen müssen. Denn die Felder im Flachland rund um die Stadt sind dem wichtigsten Nahrungsmittel, dem Reis, vorbehalten. Sie werden noch mit Holzpflügen beackert wie vor Jahrtausenden (links). Wer es leichter haben will, lebt vom Fischfang.*

Viel Steine gab's . . .

spielt Mandoline. Er kann amüsant sein, wenn er will. Er ist Sprachlehrer. Er hat eine kleine Privatschule in Macao — aber ich glaube nicht, daß er viele Schüler hat."

Und nun erzählte Jane, was mit Louis geschehen war. Je mehr sie berichtete, desto mehr hatte sie das Gefühl, in Maxine eine Freundin gefunden zu haben.

„Ich weiß, daß Ihr Mann nach Rotchina gehen wollte", sagte sie, „aber ich hoffte, er hätte die Absicht aufgegeben."

„Louis? Nein. Sicher nicht. Glauben Sie, daß Rocba ihm die Hinfahrt vermittelt haben könnte?"

„Für Geld tut Rocha alles."

„Louis hatte nicht viel. Ungefähr fünfhundert Dollar."

„Fernand würde seine eigene Mutter für zehn verkaufen."

„Marty Gates hat genau dasselbe gesagt."

Maxine hob die Brauen. „Sie scheinen ja keine Zeit zu verlieren. Mit Marty haben Sie also auch schon gesprochen?"

„Ich muß mich beeilen. Wo kann ich Rocha finden?"

„In Macao. Er ist meistens dort."

„Ich weiß nicht genau, wo Macao ist. Wie komme ich hin?"

„Leicht. Zweimal am Tag fährt ein Schiff. Die Fahrt dauert nur vier Stunden. Macao ist eine ganz kleine Stadt, völlig von der Volksrepublik China eingeschlossen."

„Maxine . . ." Jane zögerte, „kennen Sie Henry Lee?"

„Hank Lee? Natürlich." Jane fand, daß sich Maxines Stimme verändert hatte. Ihr Gesicht war plötzlich ganz ausdruckslos.

„Was für ein Mensch ist dieser Lee? Was halten Sie von ihm?"

Maxine nahm eine Zigarette aus der eingelegten Dose auf dem Tisch. Ihre langen, schöngeformten Finger spielten mit der Zigarette, drehten sie hin und her. Jane griff nach der Streichholzschachtel, und während sich Maxine vorbeugte, um Feuer zu nehmen, trafen sich ihre Blicke.

„Ich halte Hank Lee für den wunderbarsten Mann der Welt", sagte Maxine leise. Jane war überwältigt von dem Ausdruck ihrer Augen. Mit einem Blick, so dachte sie, hat Maxine sich ausgeliefert. Sie wird nie abstreiten können, daß sie Henry Lee liebt. Sei vorsichtig!

„Manche Leute sind nicht so begeistert von ihm", sagte Jane zögernd. Vorsicht! dachte sie wieder. Unsere Bekanntschaft ist noch nicht eine Stunde alt. Aber ich muß über Henry Lee Bescheid wissen. Es ist mir gleich, wie Maxine zu ihm steht. Es geht mich nichts an. Nur mein Instinkt sagt mir, daß sie ihn liebt. Sie ist Chinesin, und ich bin Amerikanerin, aber beide sind wir Frauen.

„Was Sie auch über Hank Lee gehört haben — es stimmt nur zum Teil", erwiderte Maxine schließlich.

„Das denke ich auch. Ich möchte nur wissen, ob Sie glauben, daß Henry Lee mir helfen könnte oder würde? Wie kann ich ihn kennenlernen? Wie kann ich ihn dazu bringen, mich, eine völlig Fremde, anzuhören?"

„Also Sie möchten mit ihm sprechen?"

„Ja. Er ist fast meine letzte Hoffnung."

„Dann werde ich Ihnen etwas sagen —" Maxine schaute Jane gerade in die Augen: „Hank kann keiner fremden Frau widerstehen. Ich weiß es, denn ich war auch einmal eine Fremde für ihn. Er hat das Geld für diesen Laden zur Verfügung gestellt. Als mein Vater aus China kam, hatte er nur das Hemd auf dem Leib. Meine Mutter, die nie in ihrem Leben einen Finger gerührt hatte, besorgte Hanks Wäsche. Sie wurde seine Hemden-Amah, wie man hier sagt. Eines Tages erzählte sie ihm von uns, und daß wir einen Laden eröffnen möchten. Hank gab ihr das Geld. Einfach so. Ohne eine Bedingung zu stellen. Erst ein Jahr danach bekam ich ihn zum erstenmal zu Gesicht. Und dann . . ." Sie nahm einen langen Zug aus der Ziga-



Niemandsland der Liebe

rette. Jetzt, dachte Jane, weiß sie, daß ich Bescheid weiß . . .

„Hank kann keiner bedrängten Frau widerstehen", fuhr Maxine fort. „Sie werden es sehen. Er hat ein wunderbar großes Herz . . . so groß wie sein Körper. Für mich . . . wird er immer wie der Kaiser von China sein."

„Sind Sie oft mit ihm zusammen?"

„Nein."

Jane bereute ihre Frage sofort. Sie war zu weit gegangen. Maxine wurde auf einmal abweisend, kühl. „Es ist wohl zu früh, ihn jetzt gleich aufzusuchen?" meinte Jane einlenkend.

„Hank ist Frühaufsteher. Er könnte eher schon ausgegangen sein." Maxine überlegte. „Ich rufe ihn an", sagte sie dann.

Sie stand auf und ging in den Laden. Jane wartete lange. Sie hörte Maxine am Telefon sprechen, aber die Unterhaltung, die ihr endlos vorkam, wurde auf chinesisch geführt. Einmal klang Maxines Stimme flehend. Dann folgte Schweigen. Und dann stand Maxine auf der Schwelle. Obwohl ihre Stimme völlig gelassen klang, erkannte Jane, daß sie geweint hatte. Sie möchte mich jetzt sicher möglichst schnell loswerden, dachte Jane und erhob sich.



Die Stunde der Chinesen. *Wenn die Sonne im Zenit steht und die Hitze über Hongkong brütet, verschwinden die Europäer aus den Straßen. Dann gehört die Stadt den Chinesen. Unbekümmert schlendern sie mit bloßen Füßen über den glühenden Asphalt, beladen mit dem, was sie am Markt gekauft haben*

„Er wird Sie um sieben Uhr im Peninsula mit dem Wagen abholen lassen", sagte Maxine da.

„Kommen Sie auch?"

„Nein, er hat mich nicht aufgefordert." Das klang verabschiedend.

★

Seit Madame Dupree von ihrem chinesischen General verlassen worden war, hatte sie viel Zeit. Zuviel. Es gab Stunden, in denen sie auf der Couch ihres Zimmers lag und mit geschlossenen Augen vor sich hingrübelte. Sie beschwor die Erinnerungen an bessere Zeiten oder gab sich törichten Gedanken an eine Zukunft hin, in der chevalereske Männer mit einem großen Geldbeutel eine nicht unbedeutende Rolle spielten.

An diesem Abend war sie im Besitz von einer Flasche Champagner, die Marty Gates ihr gestern spendiert und die sie sich aufgespart und mit aufs Zimmer genommen hatte. Wie lange würde es das alles noch für sie geben — Champagner und ein Zimmer im Peninsula-Hotel?

Der Sekt war warm und schal. Helene Dupree trank ihn und weinte ein bißchen. Über ihr eigenes Schicksal.

Über die Männer. Und über das, was vor ihr lag.

Als sie ihre Tränen getrocknet hatte, öffnete sie die Jalousien, durch die das Licht nur gedämpft hereindrang, und bezog ihren Lieblingsplatz am Fenster. Von hier aus konnte sie den Fahrweg beobachten, der in sanften Windungen zum Hoteleingang führte. Hier hatte sie gestanden und auf den General gewartet. Und hier hatte sie noch eine kleine Verbindung zu der Welt, die einmal auch die ihre gewesen war.

Madame Dupree hatte sich eine gewisse Fertigkeit darin angeeignet, die ankommenden Gäste des Hotels zu taxieren. Ihr besonderes Interesse galt älteren Herren, die allein waren. Aber von ihrem Platz am Fenster gab es auch noch andere Dinge zu sehen, die einem nützlich waren, die man verwerten konnte — man mußte sie nur mit dem in Verbindung bringen, was man schon wußte oder ahnte . . .

Zum Beispiel jetzt, als die junge Amerikanerin aus dem Portal trat, die gestern erst eingetroffen war. In ihrer Begleitung befand sich der englische Polizeiinspektor — wie hieß er doch gleich? Ach ja, dieser Rodman. Kam öfters zu einem Drink ins Peninsula. Jetzt verabschiedete er sich von der Amerikanerin, und sie stieg in einen großen schwarzen Wagen, der vor dem Portal wartete. Madame Dupree kannte den Wagen. In Hongkong gab es keinen zweiten dieser Art. Es war ein Bentley, und er gehörte Henry Lee.

Henry Lee . . . Interessant! Interessant . . .

Als der Bentley davongefahren war, griff Helene Dupree nach dem Telefon, das auf dem niederen Nachttischchen stand, und ließ sich mit der Nummer von Tweedies Restaurant verbinden

Einer von Tweedies drei Getreuen meldete sich.

„Artillerist?" fragte Helene Dupree. „Hier spricht Madame Dupree —"

„So", kam es kurz vom anderen Ende der Leitung. „Was woll'n Sie?"

„Ich habe Hunger, Artillerist. Und ich bin pleite.'

„Das geht vielen Menschen so", war die ungerührte Antwort.

„Aber ich habe ein paar interessante Nachrichten. Ich glaube, sie werden Tweedie einiges wert sein . . ."

„Das sagen Sie immer. Was n los?"

„Eine neue Amerikanerin. Gestern angekommen. Sie hat mit Inspektor Rodman gesprochen. Und — sie ist eben im Wagen von Henry Lee weggefahren!"

„So. Augenblick mal —"

Helene Dupree hielt den Hörer mit zitternden Händen. Sie hatte wirklich Hunger, und ein Abendessen bei Tweedie würde ihr gut tun.

Schließlich meldete sich Artillerist wieder: „Tweedie sagt, 's wär' nicht interessant. Aber Sie können trotzdem herkommen und essen."

★

Es kam Jane vor, als sei sie schon unendlich lange gefahren, als sie die Lichter des Flugplatzes Kai Tak bemerkte. Sie nahm sich vor, lieber auf den Weg aufzupassen, statt darüber nachzugrübeln, was Inspektor Rodman ihr gesagt hatte. Ja, sie hatten das Straßenmädchen in der Shanghai Gai wiedergefunden. Ihre Beschreibung des Amerikaners, der die Aufnahmen von ihr gemacht hatte, paßte genau auf Louis, darüber bestand kein Zweifel mehr. Aber Rodman erklärte, er habe auf Granit gebissen, als er versuchte, das Datum festzulegen. „Vor kurze Zeit . . kurze Zeit", habe das Mädchen hartnäckig wiederholt. Nach chinesischen Begriffen konnte das sowohl zwei Wochen bedeuten wie zwei Monate oder auch noch mehr. Das Mädchen konnte sich nicht erinnern oder — wie Rodman glaubte — wollte sich aus irgendeinem Grund nicht erinnern.

So war diese schwache Hoffnung dahin, und Louis war verloren wie bisher. Er war in Kanton gewesen, das war alles, was man wußte.

Von der breiten Allee entlang dem Flugplatz bog der Wagen in eine

Gasse ein, die so schmal war, daß er kaum durchkam. Die Gasse führte in Windungen steil zu den Hügeln hinter Kaulun hinauf. Es wimmelte hier von Menschen, die dem Wagen mit geradezu selbstmörderischer Gleichgültigkeit trotzten. Obwohl er sie streifte, interessierten sie sich viel mehr für die hellerleuchteten Läden auf beiden Seiten der Gasse. Der Chauffeur hupte unaufhörlich, doch sogar das Hupen verlor sich in dem allgemeinen ohrenbetäubenden Lärm. Aus den meisten Läden plärrten Radios in voller Lautstärke, Kesselflicker und Händler und Hausierer schlugen ihre Gongs und klopften mit Stöcken auf Konservenbüchsen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und von überallher tönten Geschrei und Gelächter und Schimpfen.

Allmählich wich das Pflaster einem schlammigen Weg. Die Läden hörten auf. Nur noch wenige Menschen starrten in die grellen Scheinwerfer, während der Chauffeur das Tempo mäßigte, um die scharfen Kurven zu bewältigen. Dann herrschte zu beiden Seiten des Wagens fast völlige Finsternis, bis auf dem Höhepunkt der Straße ein Parktor auftauchte. Der Chauffeur bog in den Park ein und hielt vor einem großen, beleuchteten Haus im europäischen Stil. Ein Hund bellte.

Jane war die breite Freitreppe schon zur Hälfte hinaufgestiegen, als ein Schatten auf die Stufen fiel und ein stämmiger Mann herunterkam. Jane erkannte Austin Stoker von der „Pioneer Mail" und wandte sofort das Gesicht ab. Stoker war schon fast an ihr vorüber, als er stehenblieb und rief: „Mrs. Hoyt! Wie schön, Sie wiederzusehen."

„Ich wünschte, ich könnte das gleiche sagen, Mister Stoker", erwiderte Jane kühl.

„Und an solch einer interessanten Stelle!" fuhr er unbeirrt fort. „Sie kennen sich schon gut in Hongkong aus, sehe ich. Ich muß Henry gratulieren, daß er mehr Erfolg hat als ich."

„Ist Mister Lee ein Freund von Ihnen?"

„Wir haben geschäftlich miteinander zu tun."

„Oh!" Sie wandte ihm den Rücken zu und ging weiter die Treppe hinauf. Hinter sich hörte sie Stokers Stimme: „Vergessen Sie nicht, Mrs. Hoyt, wenn Sie irgend etwas brauchen, Ice House Street!"

Eine weißgekleidete Amah empfing sie lächelnd an der Tür. Sie sagte „Bitte" und forderte Jane mit einer weitausholenden Geste auf, auf einem überdimensionalen Sofa Platz zu nehmen, das in der Mitte der großen Halle stand. Eine Angorakatze miaute in der einen Ecke des Sofas und ein Hund unbestimmbarer Rasse kam schwanzwedelnd zu Jane und leckte ihr die Hand. Nachdem sie sich gesetzt hatte, lächelte die Amah wieder und ging davon, ihre Pantoffeln klapperten leise auf dem Boden. Jane betrachtete die Katze, entdeckte aber nur Feindseligkeit in den gelben Augen, während der Hund sich glückselig an ihren Beinen rieb. Sie blickte sich im Raum um und bemühte sich, Austin Stoker zu vergessen.

Gegenüber dem Sofa führte eine breite Tür in ein Zimmer. Man sah das Stück eines Eßtisches, auf dem ein Gedeck aufgelegt war. Auf einem Büfett jenseits des Tisches stand ein Blumenarrangement. Die eine Wand verlief im Bogen zu einem riesigen runden Fenster, das auf den Garten ging. An der ganzen Wand bis zum Fenster standen prächtige Steinstatuen: Pferde, chinesische Krieger, Frauen und bärtige alte Männer.

Die Katze miaute, und Jane dachte wieder an Austin Stoker. Was hatte er mit Henry Lee zu tun? Sie dachte an Marty Gates und was er von Lee erzählt und auch an das, was Rodman gegen ihn gesagt hatte. Nur Maxine hatte gut von ihm gesprochen. Der Hund legte seinen Kopf flehend auf Janes Schoß, aber die Katze miaute wieder. Jane erschauerte.

Sie blickte gerade auf einen kunstvoll eingelegten chinesischen Paravent unter der Treppe nach dem Obergeschoß, als sie instinktiv spürte, daß jemand dahinterstand. Sie hörte einen Schritt und dann das Knirschen von Leder... Ihr Atem stockte, als die Mündung eines Revolvers langsam hinter dem Wandschirm auftauchte. Sie war wie versteinert. Sie wollte schreien, brachte aber keinen Laut hervor. Sie schloß die Augen in der Hoffnung, daß eine Sinnestäuschung sie genarrt habe. Als sie die Augen wieder öffnete, vermochte sie kaum ihr Lachen zu unterdrücken, denn ihr „Feind" war nun sichtbar: er trug eine komplette Cowboyausrüstung und war höchstens acht Jahre alt.

„He, Kamerad!" rief er und machte einen Schritt auf sie zu.

„He..." seufzte Jane erleichtert und blickte in die ernsten braunen Augen des Jungen. Das Cowboykostüm heimelte sie an, und erst etwas später bemerkte sie, daß der Junge ein Mischling war. Er hielt noch immer die Spielzeugpistole auf sie gerichtet, kam aber langsam näher.

„Ich hätte dich töten können", erklärte er würdevoll.

„Das glaube ich auch."

„Aber es macht keinen Spaß, Frauen zu erschießen. Wie heißt du, Kamerad?"

„Jane Hoyt. Und du?"

„Billy Lee." Er steckte die Pistole in das Futteral am Gürtel und streckte seine Hand aus. „Gib mir die Hand." Sie nahm seine kleine Hand und schüttelte sie kräftig. Er musterte sie mit ernstem Interesse. „Wo kommst du her?" Jetzt erst merkte sie, daß er, obwohl er fließend Englisch sprach, einen leichten Akzent hatte — eine merkwürdige Mischung von chinesischem Tonfall und englischer Aussprache.

„Aus Amerika."

„Hast du Indianer getötet?"

„In letzter Zeit nicht."

„Wieviel Pferde hast du?"

„Keins. Das heißt — im Augenblick nicht."

„Bist du je in einer Postkutsche gefahren? Mein Vater sagt, Frauen fahren immer in Postkutschen. So ist's auch im Kino."

„Ja... gewissermaßen." Jane dachte an eine Überlandfahrt im Autobus, die sie einst mit Louis gemacht hatte, und fand, daß ihre Lüge nicht sehr weitgehend sei. Seltsam, überlegte sie plötzlich, sie hatte überhaupt nicht daran gedacht, daß Henry Lee verheiratet sein könne.

„Kommst du wirklich aus Amerika?" Der Junge blickte sie mißtrauisch an und erklärte dann: „Wenn ich nach Amerika gehe, werde ich alle Banditen verhaften. Die ganz schlimmen hänge ich an den Bäumen auf."

„He, Billy!" rief in diesem Moment eine Stimme von der Treppe her. „Sei nicht so blutdürstig!"

Jane blickte auf und sah einen Mann lächelnd die Stufen herunterkommen. Seine Bewegungen waren geschmeidig, kraftvoll — seine Erscheinung war genau das Gegenteil von dem, was sie erwartet hatte. Während sie aufstand, wußte sie dennoch, daß der Mann Hank Lee war. Und zugleich ging etwas Unerklärliches in ihr vor — ein Gefühl, das sie nicht zu deuten vermochte, überschwemmte sie wie eine Welle. Wie im Traum hörte sie ihn sagen: „Ich bin Hank Lee."

Er war groß, aber die Kraft, die er ausstrahlte, kam nicht von dieser Größe. Es war eine innere Kraft. Seine Augen waren offen und furchtlos. Unerklärlicherweise freute Jane sich über seine Nase — sie war groß, und offensichtlich war sie einmal böse zugerichtet worden. Diese Nase bewahrte ihn davor, ein schöner Mann zu sein. Er lächelte wieder beim Sprechen, und als er lachte, hallte seine schwere Stimme durch das ganze Haus. Die Katze sprang miauend vom Sofa und rieb sich an seinen Knöcheln, und der Hund bellte vergnügt,

als Hank den Jungen im Cowboyanzug hoch über den Kopf hob und ihn dann auf seine breiten Schultern setzte. Auf sein Gelächter hin kam ein anderer Hund, eine Mischung von Polizeihund und Airedale; er rutschte vor Aufregung über den glatten Boden zu ihm hin. Henry Lee streckte ihm seine freie Hand hin, an der er zärtlich leckte.

„Entschuldigen Sie dieses Familienidyll", sagte er inmitten des Tumults. „Aber ich war fast den ganzen Tag nicht zu Hause."

„Sie sagt, sie kommt aus Amerika", schrie Billy. „Aber sie hat noch nie einen Indianer getötet!"

„Ich werde dir ein Weltraumschiff kaufen, damit du endlich deine Opfer wechselst."

„Auf den Sternen gibt es keine Indianer."

„Okay, okay. Dann schieß ein paar Marsbewohner tot."

„Wie kann ich das, die haben doch kein Blut."

Lee blickte Jane flehend an. „Können Sie mir erklären, woher die Kinder all das wissen?" fragte er. „Dabei ist der Bengel noch gar nichts, Sie sollten erst Lächeln herzlich und offen. „Sie staunen, daß ich ein chinesisches Kind habe?" sagte er.

„Nein ... eigentlich nicht."

„Keine Rassenvorurteile?"

„Ich habe mich immer mit Erfolg dagegen gewehrt."

„Dann werde ich Ihnen die Wahrheit sagen. Ich habe die Kinder nur adoptiert. Der andere Junge ist ein Filipino, er ist ein kleines Genie. Sie sollten seine Zeugnisse sehen. Er ist älter, fast dreizehn, ich vermisse ihn sehr."

Er hielt inne, und Jane zwang sich, fortzusehen, als sich ihre Blicke trafen. Was hatte dieser Mann, daß sie sich ihm gegenüber nicht natürlich geben konnte, daß ihr fast schwindlig wurde?

„Aber Sie sind ja nicht hergekommen, um mit mir über Kinder zu sprechen", sagte er da. „Kommen Sie, wir wollen einen Drink nehmen."

„Ich möchte wirklich nicht ..."

„Ich habe den besten Sherry, den es gibt. Ich habe ihn vor Jahren gestohlen, so daß er doppelt gut schmeckt."



Furcht an der Grenze. *Seit aus Rotchina Tausende von Flüchtlingen nach Hongkong einströmten und die Existenz der Stadt bedroht schien wie noch nie, wird jeder Flüchtling nach verborgenen Waffen und Dokumenten untersucht, und mancher Verdächtige, der sich schon auf neutralen Boden gerettet glaubte, wurde abgewiesen.*

mal seine Schwester hören. Nachdem sie eben ihr Nachtgebet gesprochen hat, fragt sie mich, warum wir nicht einen großen Ballon mit dunkler Nachtluft füllen und sie herauslassen, wenn man am Tag schlafen will."

Jane lachte. „Gar keine schlechte Idee. Wie viele Kinder haben Sie, Mister Lee?"

„Drei. Der eine geht in den Staaten in die Schule, und den andern werde ich noch in dieser Minute los." Er schwang Billy auf den Boden und tätschelte sein Hinterteil. „Hau ab, Kamerad, du solltest schon längst im Bett liegen." Er küßte ihn noch einmal und schob in zärtlich zur Treppe. Billy trottete widerstrebend davon und blickte Jane über die Schulter an. Sie versuchte, in seinem Gesicht eine Ähnlichkeit mit Henry Lee zu entdecken, fand aber keine.

„Ich wette, daß du noch nie in Amerika warst", sagte der Junge, während er langsam die Treppe hinaufstieg.

„Wie du meinst, Kamerad", rief sie ihm nach. Und dann war sie merkwürdig verlegen, weil sie plötzlich mit Henry Lee allein war.

Er stand da und betrachtete sie einen Moment, und sie wußte, daß er ihre Nervosität spürte. Er lächelte unbestimmt, und sie fand sogar dieses halbe

Er wartete nicht auf eine erneute Ablehnung, sondern nahm ihren Arm und führte sie durch den Garten zu einem kleinen tempelartigen Bau, der in der Mitte eines Teiches mit Wasserlilien stand. Er zeigte auf ein paar Schwäne, die durch den Teich glitten, und sagte, er habe sie extra von England kommen lassen. „Es war falsch", erklärte er, „Schwäne hassen jeden, sie sind schlimmer als Kamele." Die zwei Hunde und die Katze gingen über die kleine Bogenbrücke voran und warteten vor dem Gartenhäuschen.

Das Innere war mit Bambusrohr ausgelegt. Eine Bar aus Ebenholz stand an der einen Seite, und die anderen Wände bestanden fast ganz aus großen Fenstern mit bequemen Bänken.

„Einverstanden mit Sherry?" fragte Henry Lee.

Jane nickte, und er schenkte ihr aus einer mit Stroh umwickelten Flasche ein Glas voll. Sich selber goß er irischen Whisky ein und stellte dabei fest, daß er, da in Hongkong die Trinkwasserversorgung knapp sei, die Lage nicht noch verschlimmern wolle. Er hob sein Glas und sagte: „Prost!" Und dann sahen sie einander schweigend an. Henry Lee war es, der das Schweigen brach. „Maxine hat mir von Ihrem Mann erzählt ...", sagte er. **Fortsetzung folgt**



... und an einem Freitag erfüllte sich das Schicksal der einstmals schönen Simone

Schluß

In Frankreich ereignete sich ein Fall, der die Abgründe der Seele offenbart. QUICK berichtet über die Frau, die sich ihren eigenen Mörder züchtete.

Maffeo Poinsot hat in einem Anfall von plötzlicher Romantik sein Haus „Die Einöde" getauft. Tag und Nacht sitzt er über seinen Büchern. Gegen Morgen fällt er mit fiebrig glänzenden Augen ins Bett, um ein paar kurze Stunden unruhig zu schlafen, dann erhebt er sich nervös, zerfahren, unruhig und schleicht wortlos zurück in sein Arbeitszimmer, zurück zu den Büchern, die Simone so haßt. Sie sieht ihn fast nur noch bei den Mahlzeiten. Er redet kaum mit ihr. Mehr und mehr verliert er den Kontakt zu seiner jungen, schönen Frau. Und Simone sieht verzweifelt mit an, wie ihr Mann nervöser und nervöser wird, wie er zu Alkohol und Drogen greift, wie sein Rücken krumm wird und sein Haar weiß ...

Die Ersparnisse Mafféos gehen zu Ende. Er verfaßt kleine Zeitungsinserate.

„Maffeo Charles Poinsot empfiehlt sich einer verehrten Öffentlichkeit mit seinen exakten, zuverlässigen und einmaligen Spezialhoroskopen zu angemessenen Preisen, die Ihnen Einblick in Ihre Zukunft gewähren."

Aber nur wenige Kunden lassen von sich hören, die Interesse an einem Spezialhoroskop „zu angemessenen Preisen" haben ...

Wir schreiben das Jahr 1922, als Simone Poinsot einen Entschluß faßt: sie wird Mafféo verlassen. Sie muß ihn verlassen, wenn sie ihr eigenes Leben retten will. Noch hat sie Zeit dazu. Nicht mehr lange hat sie Zeit. Sie muß ihn jetzt verlassen — oder es wird für sie zu spät sein. Sie muß die „Einöde" verlassen, dieses graue, nebelige und kalte Stück Erde, sie muß zurück zu den Menschen, zu den Lichtern, zu der zärtlichen Musik. Sie muß zurück — oder sie ist für immer verloren . . .

Der Abend, an dem Simone „Die Einöde" verläßt, ist regnerisch. Es dämmert schon stark, als sie durch die Hintertür in den verwilderten Garten hinaustritt. Aus dem Arbeitszimmer Mafféos scheint Licht. Sie sieht ihn am Schreibtisch sitzen, mit dem Rücken zum Fenster.

Da drinnen denkt die Frau, sitzt er. Mein Mann. Später wird man in den Fragmenten ihres hinterlassenen Romans lesen, welche Gedanken sie damals bewegt haben: Der Mann, den ich liebe. Nein, der Mann, den ich einmal geliebt habe. Der Mann, den ich nun verlasse, weil ich ihn nicht mehr ertrage. Weil ich an seiner Seite noch wahnsinnig werde. Weil ich sterbe, wenn ich bei ihm bleibe. Da drinnen sitzt er über seinen verfluchten Büchern, so wie er morgen dasitzen wird und übermorgen und alle Tage. Und alle Nächte. Mein Mann. Ein gealtertes, hilfloses, schreckliches menschliches Wrack von noch nicht fünfzig Jahren. Ein Wrack. Mein Mann. Seltsam, ihn habe ich einmal geliebt?

Simone erreicht den Zaun, sie tritt auf den Feldweg hinaus.

Sie hat nur eine große Handtasche mitgenommen, kein Gepäck. Packen, das hätte bedeutet, daß Mafféo aufmerksam geworden wäre. Dann hätte es Auseinandersetzungen gegeben, Szenen, möglicherweise Tränen. *Sie* hätte nicht geweint. Aber er. Simone haßt Tränen. Sie wollte Diskussionen aus dem Weg gehen. So ist es am besten, sie hat Mafféo einen Brief geschrieben, den er finden wird. Einen Brief, in dem

sie alles erklärt. Daß sie hier zugrunde geht, daß sie Angst hat. Angst vor seinen Büchern, seiner schrecklichen Beschäftigung, Angst vor ihm. Und daß sie deshalb nach Paris zurückkehren wird, in ihr altes Leben.

Eine Stunde später wartet sie auf dem Perron einer kleinen Bahnstation. In der Ferne pfeift der Zug, der sie nach Paris bringen soll.

Ich fahre fort, denkt sie. Ich bin frei. Frei von Maffèo und frei von meiner Liebe zu ihm. Ganz frei . . .

Der Zug läuft ein und hält. Türen fliegen auf. Stimmen schwemmen plötzlich an Simones Ohr, als sie nun über die Schienen auf einen Waggon zugeht.

„Einsteigen! Steigen Sie ein, Madame!" ruft der Schaffner.

Aber Simone steigt nicht ein. Denn in diesem Augenblick geschieht das Unheimliche . . .

Sie steht reglos, als wären ihre Füße vom Erdboden zwischen den Schienenschwellen nicht zu trennen, als wären sie nicht mehr loszulösen von ihm. Sie hört nur noch ein großes Geraune, zu dem alle Stimmen um sie her gerinnen, und sie sieht nur noch Schleier, Schlieren und Silhouetten in einem großen Nebel, der sie benommen macht.

„Madame, Sie müssen einsteigen!" sagt der Schaffner, der zu ihr getreten ist, laut. Sie sieht ihn nicht. Sie hört ihn nicht. Sie sieht Maffèo, wie er an seinem Schreibtisch sitzt, gealtert, krumm, gebeugt. In einem fleckigen Schlafrock, mit ungepflegtem Haar, das ihm in die Stirn und über die Ohren hängt. Und sie hört seine Stimme, die Stimme des Maffèo von einst, die sagt: „Wir lieben einander. Wir sind glücklich. Wir können einander nie verlieren, denn wir gehören zusammen. Keiner kann ohne den anderen leben . . ."

Als sie eine Stunde später wieder „Die Einöde" erreicht, scheint noch immer Licht aus Maffèos Arbeitszimmer in den finsteren Garten. Er sitzt genau so da wie vor zwei Stunden. Als Simone in sein Zimmer tritt, sieht er kaum auf. Sie sagt tonlos: „Ich bin wieder da, Maffèo."

„O ja, chérie?" murmelt er, ohne aufzusehen. „Ich habe gar nicht bemerkt, daß du fortgegangen bist . . ."

Ein teurer Kuß . . .

In dieser Nacht faßt Simone einen Entschluß: Sie kann sich nicht erklären, was auf dem kleinen Bahnhof in ihr vorgegangen ist. Sie will es sich auch nicht erklären. Aber sie weiß jetzt: sie kann Maffèo nicht verlassen. Es ist ihr nicht möglich. Denn sie liebt ihn noch . . .

Um aber bei ihm bleiben zu können, um das Leben, das er führt, ertragen zu können, muß sie es zu ihrem eigenen Leben machen, muß sie es dahin bringen, daß wirklich wahr wird, was er einmal sagte: „Keiner kann ohne den andern leben . . ."

Am Morgen, der dieser Nacht folgt, sagt Simone: „Maffèo, ich habe eine Bitte."

„Ja?" brummt er. „Was ist es denn?"

„Ich langweile mich. Ich habe so wenig zu tun. Ich möchte wieder als deine Sekretärin arbeiten . . ."

Er starrt sie ungläubig an: „Aber, Simone! Ich denke, du verabscheust meine Arbeit?"

„Ja, das habe ich auch getan. Aber es war dumm von mir. Ich sehe es jetzt ein. Ich . . . ich interessiere mich für deine Arbeit. Wirklich, Maffèo!"

„Wirklich?" Er kann es nicht glauben. Er küßt sie, erfreut und sichtlich gerührt: „Ach, chérie, das ist aber schön!"

Sie schließt die Augen in seiner Umarmung und denkt: Das ist der erste Kuß seit sieben Monaten.

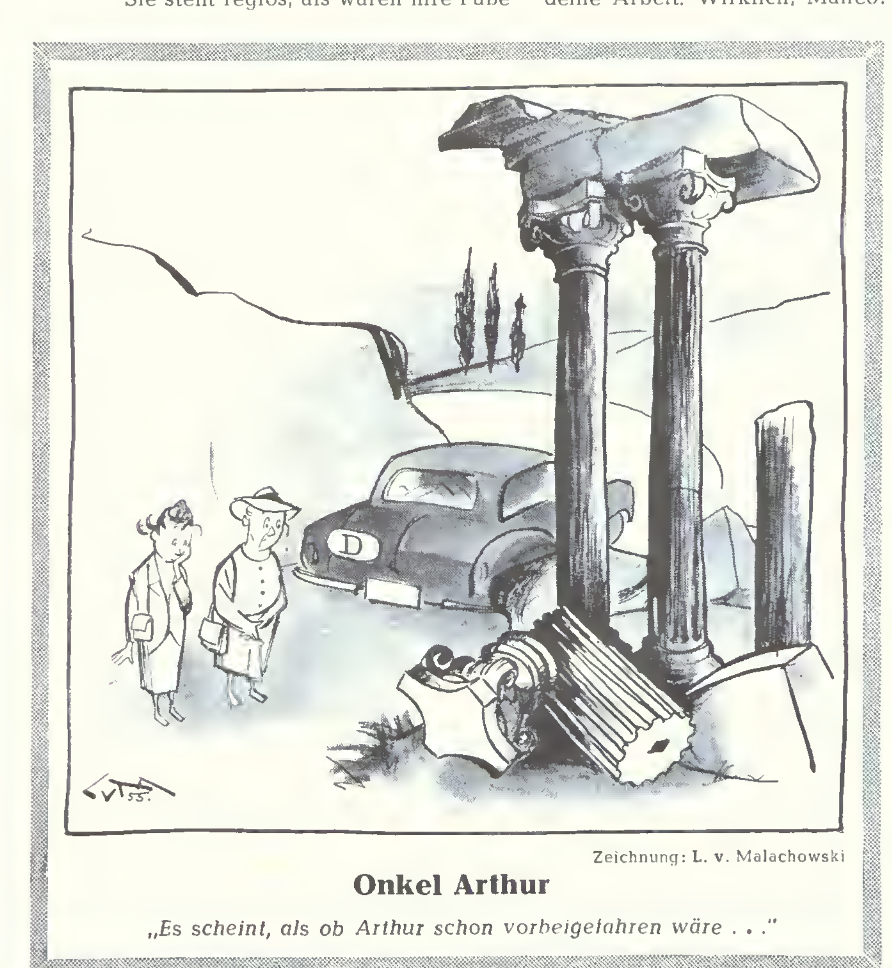
Es soll ein teurer Kuß sein. Ein Kuß, den Simone Poinsot zuletzt mit ihrem Leben bezahlen muß.

Denn nun nimmt das Verhängnis seinen unerbittlichen Lauf. Simone beginnt sich, zuerst mit unterdrücktem Ekel, dann nur noch mit leichtem Widerwillen und sehr bald schon mit naiver Erregung, für Spiritismus, Okkultismus, Schwarze Magie zu interessieren.

Was jedoch bei ihrem Mann noch durch das wohltätige Filter eines männlich-realistischen Intellekts gemildert wurde, als es begann, das wirkt auf die primitivere, romantischere und völlig gefühlsbetonte Simone von Anbeginn mit der ganzen gräßlichen Gründlichkeit aller Aberglauben, Pseudoglauben, Halbwahrheiten und Phantastereien: es zerstört rapide ihren gesunden Menschenverstand, ihr Urteilsvermögen, ihre Sachlichkeit.

Maffèo ist als Wissenschaftler an die Untersuchung fragwürdiger Phänomene herangegangen. Simone geht wie ein Kind heran, gläubig, ohne Kritik, ohne Abstand. Und so wird sie bald schon ein hilfloses Opfer ihrer neuen Beschäftigung . . . Sie klagt: „Ich kann nicht mehr schlafen, Maffèo! Und dabei bin ich so müde . . ."

Also gibt Maffèo ihr Medikamente;



Zeichnung: L. v. Malachowski

Onkel Arthur

„Es scheint, als ob Arthur schon vorbeigefahren wäre . . ."



Der Teufel sagte: Am Freitag

um aber am Morgen überhaupt wieder munter zu werden, braucht Simone andere Mittel, die den Geist anregen. Die Mittel wechseln, sie werden stärker. Alkohol und Zigaretten kommen dazu. Simone wird blaß, ihre Haut wird durchscheinend, ihre Lippen werden schmal. Sie fängt an, sich zu vernachlässigen. Sie vernachlässigt auch das Haus, dessen Fensterläden nun schief hängen und in dessen Tapeten Risse klaffen wie häßliche Wunden.

Sie klagt: „Ich weiß nicht, was mit mir los ist! Ich kann mich überhaupt auf nichts mehr konzentrieren."

Das macht der Alkohol. Wirr und wild wirbeln halb verstandene Probleme, wirbeln Gedanken auf der messerschmalen Grenze zwischen Weisheit und Irrsinn. Und tiefer und tiefer zieht Maffèo die Frau, die er liebt, hinab in den dunklen Strudel von Geheimnis, Grausen, Verrücktheit und Chaos . . .

Die Initialen des Mörders

Er selber macht sich's leicht: er stirbt. Doch Simone lebt weiter. Und sie lebte wie eine richtige Hexe: zwischen ausgestopften Eulen, Totenköpfen, schrecklichen Bildern und schrecklichen Büchern.

Das „Lexikon der Geheimwissenschaften", das Maffèo verfassen wollte, ist niemals fertig geworden. Doch Simone beginnt nun selber zu schreiben. Die Frau, die einmal eines der schönsten, glücklichsten und begehrtesten Mädchen Frankreichs gewesen ist, sitzt jetzt Nacht um Nacht am Schreibtisch ihres toten zweiten Gatten — wachsbleich ihr Gesicht, ungebändigt ihre wilde Haarmähne und weit aufgerissen ihre großen Augen... Unter dem Pseudonym Suzanne de Merville schreibt sie einen Roman. Den Roman ihres eigenen, verfehlten Lebens...

In ihren von Flecken übersäten Kleidern, deren Löcher sie schon lange nicht mehr flickt, sitzt sie am Schreibtisch über ihrer Arbeit. Oder sie telefoniert. Telefonieren ist ihre Leidenschaft. Diese Frau, die in einem völlig verwahrlosten Heim lebt, gibt Woche für Woche, Monat für Monat große Beträge für Telefongespräche aus. Woher hat sie das Geld dazu? Und mit wem spricht sie? Rätsel, die sie mit in ihr Grab genommen hat... Tatsache ist, daß der Besitz eines Telefons sie stolz macht wie ein Kind, daß es sie entzückt, wenn jemand kommt, um ihren Apparat zu benutzen.

Und noch eine andere Leidenschaft hat Simone gepackt: das Autofahren. Sie telefoniert ein Taxi herbei, um in Noailles ein paar Einkäufe zu machen, um im Café einen Apéritif zu trinken oder auch zwei und mehr...

Wie Maffèo schläft sie bald überhaupt nicht mehr. Nachts läßt sie Tische tanzen, ruft Klopfgeister herbei, legt Karten. Und tiefer und tiefer versinkt sie dabei in den Schlieren und Schluchten eines Schattenreiches.

Sie stellt erregt fest: „Die Karten zeigen mir immer wieder Pik-As und Kreuz-König! Das sind die Symbole des Todes! Man wird mich ermorden! Ich werde eines gewaltsamen Todes sterben! Ganz gewiß wird man mich ermorden, die Karten lügen nicht!"

Simone fühlt sich verfolgt. Plötzlich glaubt sie sich von Feinden umgeben, bedroht. Sie wendet sich um Hilfe an Madame Coty, an Madame Mendès-France, an Marschall Juin... Die Polizei von Noailles kann sich nicht retten vor ihren Anrufen.

Allmählich machen die Bauern der Gegend einen weiten Bogen um sie. „Sie ist verrückt!" stellen sie fest. Und sie flüstern: „Simone Poinsot hat sich mit dem Teufel verbündet..."

Aber Simone kümmert das nicht mehr. Simone hat nur noch einen Wunsch: „Ich will erfahren, wer mich töten wird! Wie heißt der Mensch? Wer ist es?"

Da diese Fragen kein Mensch beantworten kann, fragt Simone die Geister. Und die Klopfgeister verraten die Anfangsbuchstaben vom Namen des Menschen, der Simone an einem Freitag ermorden wird. Es sind die Buchstaben H und F. H und F! Das also werden die Initialen des Mörders sein! Simone lacht triumphierend. Nun weiß sie es also! Nun ist sie im Bilde! Welch ein Triumph! Welch makabrer Triumph! H und F! H und F!

Hat sie sich die Buchstaben selbst suggeriert? Hat sie zuerst den Mörder gesehen und seinen Namen erfahren, bevor die Klopfgeister willig das meldeten, was Simone Poinsot hören wollte? Niemand wird das jemals mehr erfahren. Es ist die private Lebenstragödie des jungen Landarbeiters Henri Fraines, zu jener Zeit der Nachbar von Simone Poinsot zu sein.

Ein feiner Kerl!

Dieser Henri Fraines ist ein gutmütiger, hilfsbereiter Riese mit einem Kindergesicht und unglaublich großen Händen. Er würde keiner Fliege etwas zuleide tun. Die Bauern ringsum sagen von ihm: „Henri ist ein feiner Kerl! Wenn der einem anderen nur irgendwo helfen kann, dann kommt er gelaufen!"

Er hilft auch Simone. Bereitwillig und freundlich, harmlos und liebenswürdig. Ein Kind steht hier einem Menschen am Rande alles Menschlichen gegenüber. Ein primitiver, grobschlächtiger Mann begegnet hier einer halb irrsinnigen Hexe, welche die Elixiere des Teufels kennt und von der ein dämonischer Bann ausgeht. Das Kind und die Hexe werden Freunde. Henri ist der einzige Freund, den Simone hat, und sie schafft sich einen ergebenen Freund in ihm. Einen hündisch ergebenen Freund. Es ist das Unglück Henri Fraines', Henri Fraines zu heißen, denn: „Deine beiden Namen beginnen mit H und F, Henri. Du wirst mich eines Tages ermorden. Du wirst im Gefängnis enden", verkündet Simone ihm, der anfangs belustigt, später erschreckt und endlich gequält lauscht. Aber vielleicht sind seine Anfangsbuchstaben gar nicht Henris Un-



glück. Vielleicht haben sie gar nichts mit seinem Unglück zu tun. Vielleicht — und sehr wahrscheinlich — hätten die willfährigen Klopfgeister der Simone Poinsot die Anfangsbuchstaben jedes nur möglichen anderen Namenpaares geklopft, das ein Nachbar der Frau, die keinen Mann mehr hat, hätte besitzen können. Nein, das Unglück Henri Fraines' ist nicht sein Name, sein Unglück ist es, Simone Poinsots Nachbar zu sein.

Denn nun stürzt Simone sich selbst und ihren naiven Freund mit selbstmörderischer Brutalität hinab in den tiefsten und dunkelsten Brunnenschacht der Zerstörung, hinunter in das Inferno eines richtigen Hexensabbats. Sie quält Henri Tag und Nacht. Er ist der zerstörerischen Kraft ihrer Persönlichkeit und ihrem Intellekt in keiner Weise gewachsen, er ist ihrem Irrsinn hilflos ausgeliefert, ja bald schon abhängig von ihm. Er hält sich die Ohren zu, wenn sie ihm erzählt, daß er sie ermorden wird, er wimmert wie ein Kind, er bettelt: „Hör auf, Simone, hör doch bitte auf! Du bist verrückt! Das ist ja Wahnsinn, was du sprichst!"

Um den Wahnsinn voll zu machen, läßt Simone ihre Haustür dreifach verriegeln und alle Fenster vergittern. 1952 bekommt sie einen Waffenschein und einen Revolver. Mit dem Revolver schießt sie nachts in die Zimmerdecke. Tag und Nacht läßt sie das Licht brennen. Wenn sie allein ist, schreibt sie als „Suzanne de Merville" an ihrem Roman weiter. Wenn Henri zu ihr kommt, erzählt sie ihm, daß er sie ermorden wird, erzählt es ihm, bis er wimmernd und weinend davonstürzt, weil er es nicht mehr ertragen kann. Davonstürzt allerdings nur, um wiederzukehren. Um immer wiederzukehren, denkt Simone. Aber da irrt sie sich. Der Teufel hat ihrem verwirrten Gehirn die Gewißheit eingegeben, daß sie an einem Freitag sterben wird. Und dieser Freitag ist nahe herangerückt . . .

„Halt den Mund, Hexe!"

An diesem Freitag geht Simone einen Schritt zu weit. Sie erzählt dem Bauern einmal zu oft, was er tun wird. Sie überspannt den Bogen seiner Widerstandskraft. Alles, was Menschen ertragen können, hat eine Grenze. Im Körperlichen und im Geistigen. Die Grenze ist sehr weit, aber es gibt eine Grenze. Und an diesem Tage wird sie überschritten.

Etwas geschieht in Henris Gehirn, ein Kurzschluß entsteht, zuviel Blut hat sich angesammelt in den kleinen grauen Zellen, und es ist eine arme, mißbrauchte Kreatur, die sich nun Luft macht, als er brüllt: „Halt den Mund, du Hexe! Du sollst den Mund halten!"

„Nein!" schreit sie im Höhepunkt ihrer teuflischen Vergnügung. „Ich halte ihn nicht! Ich sage es dir, daß du ein Mörder bist! Ich sage es dir noch einmal —"

Doch noch einmal sagt sie es nicht. Denn da hat Henri sie schon voll Wut zur Seite gestoßen, und sie ist gegen den Ofen gefallen und zu Boden gestürzt. Und ihr Schädel blutet, gräßlich und heftig. Und sie rührt sich nicht, und sie sagt nichts mehr, und als Henri Fraines sich voller Entsetzen über sie neigt, erkennt er: Simone ist tot.

Und nun beginnt ein gespenstischer Totenkult . . . Aus den geheimnisvollen Zauber- und Hexenkräutern, die überall in Simones Wohnung herumliegen, wählt Henri vier Lauchstengel aus. Er legt sie auf die Brust der Toten. Dann nimmt er ihre Augengläser und legt sie dorthin, wo einst Simones Herz schlug. In ihre Armbeuge stellt er ein Glas. Und zuletzt wirft er ein Zwanzig-Franc-Stück – eine Sekunde lang blitzt es auf, ehe es auf den entseelten Leib niederfällt.

Es ist Freitag . . .

Ein Mann, dessen Namen die Anfangsbuchstaben H und F trägt, hat die Hexe Simone Poinsot getötet . . .



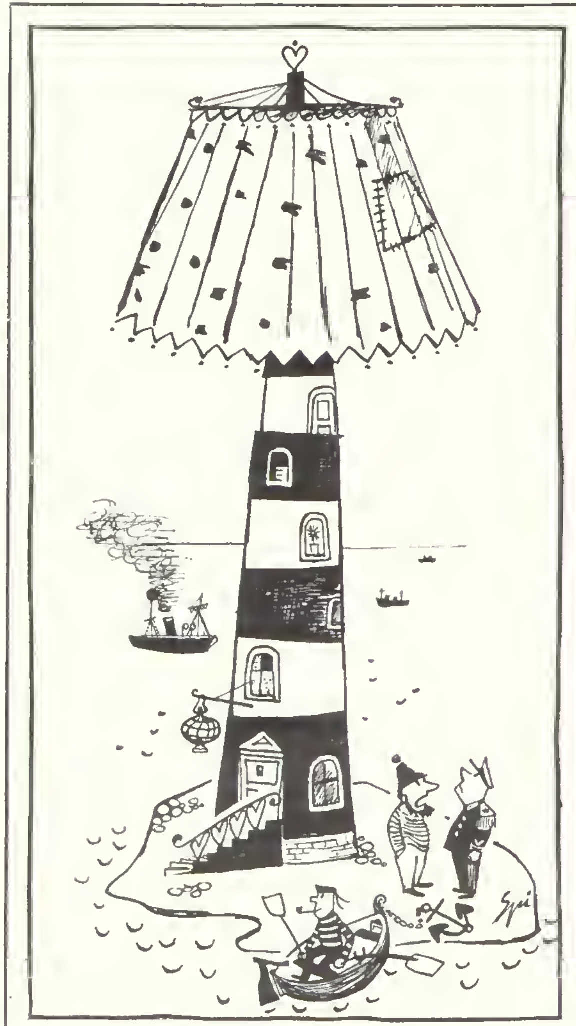
Rätsel . . .

Was aber geschah nach Simones Tod? Die Polizei verbot der Presse jede Aufnahme aus dem Totenhaus. Sie verschloß und versiegelte die „Einöde". Und doch fanden zwei ungeklärte Einbrüche statt. Nach dem ersten erschien in der größten französischen Illustrierten ein Bild von Simones Schlafzimmer. Was aber wurde beim zweitenmal gesucht? Hing der geheimnisvolle Einbruch zusammen mit dem Besitzer eines jener luxuriösen Wagen, die man zu Lebzeiten Simones für Minuten vor ihrem Haus hatte halten sehen und die dann lautlos in der Nacht verschwanden? Was hatte man von der „Zauberin", der „Hexe" gewollt? Und was hatte man nun im Hause der Toten gesucht? Rätsel über Rätsel . . . Wird es der französischen Polizei gelingen, sie zu lösen?

Man hat Simone Poinsot begraben, in einem weißen Sarg. Ein Pfarrer ist dem kleinen Trauerzug vorangegangen. Polizisten haben den Zug beschlossen. Ein eisiger Nordwestwind hat an diesem Tag geweht, und die Gebete am Grabe nahe der endlosen Chausseen waren kurz. Möge sie in Frieden ruhen, diese Simone Poinsot, von den Bauern „Hexe" genannt, einst eine der schönsten und begehrtesten Frauen Frankreichs.

Henri Fraines aber hat alles gestanden. Er sitzt im Gefängnis. Verstört. Verständnislos. Zitternd wie ein Tier vor Kälte, Angst, Grausen und Hilflosigkeit.

Richter werden über den Nachbarn der „Hexe" und seine Tat zu urteilen haben. Glücklich, wer in einem solchen Fall nicht zu richten braucht . . .



„Was heißt hier verrückt? Die Seefahrer haben sich beschwert, daß das Licht so blendet!"



Der Fall Peter Nolte hat Georg Wiesner, der in ungeklärten Nachlaßfällen Erben sucht, besonders zu schaffen gemacht. Tommy Hauser, seinem engsten Mitarbeiter, ist es gelungen, die mysteriöse Vorgeschichte zu klären: Nolte, im Register von Perleberg als Selbstmörder eingetragen, ist in Wahrheit ein Mörder gewesen. Er hat Geld unterschlagen und, als er sich nicht mehr zu helfen wußte, einen Unbekannten umgebracht, dessen fast unkenntliche Leiche man fälschlich als die seine identifizierte. Er selbst ist nach Amerika ausgewandert und dort als reicher Mann gestorben. Längst ist der Mord verjährt, aber Noltes Schwester, Carla Walter, will das Erbe nicht haben. Es ist Blutgeld... Sie stellt es sozialen Stiftungen zur Verfügung.

QUICK berichtet aus den Akten eines einzigartigen Detektivs. Seine große Spezialität ist: Jagd auf Glückspilze.

EN gesucht

Sind auch Sie Erbe, ohne es zu wissen...?

20 000 $
hinterließ Wilhelm Helt (d, dt) * 27. 4. 1892 (94?); Eltern Wilh. und Katharina (Karoline?) H.; Zwillingsbruder Harold Helt (?)

100 000 DM
Gesucht werden Erben des Owsi (Orsejs) Widser, * um 1889. Widser wohnte Riga, Kalku 9, war Inhaber eines Juweliergeschäfts.

10 000 $
hinterließ Wilhelm Lange, * 1888, Eltern Wilh. Lange und Anna, geb. Wagner, aus der Umgebung Düsseldorfs. Ausgewandert nach Amerika.

. . . dann schreiben Sie nicht an Georg Wiesner (Deckname!), sondern an QUICK direkt! Wir schikken Ihre Zuschrift an jene Stelle, die Erben sucht.

Der Fall Nolte ist abgeschlossen. Er hat uns eine ganze Menge Kopfzerbrechen gemacht, denkt Georg Wiesner, als er sich an diesem Abend zu Bett legt. Und er schläft tief und fest — den Schlaf eines Mannes, der weiß, daß er gute Arbeit geleistet hat.

Gegen Morgen klingelt das Telefon, das auf dem kleinen Nachttisch steht. Schlaftrunken knipst Wiesner die Lampe an und greift nach dem Hörer. Es ist vier Uhr früh. Zu dieser Zeit treffen meistens die Gespräche aus Amerika ein. Mit belegter Stimme meldet er sich: „Wiesner —" In der Tat, es ist das Fernamt. In der Leitung knackt und rauscht es. Wiesner wartet geduldig, während er einen Block und einen Bleistift heranzieht. Dann hört er so deutlich, als stünde dieser neben ihm, die Stimme des Anwalts Robert P. Warren, der im Staate Kalifornien für Wiesner arbeitet: „Hallo! Wie geht's?"

„Gut. Was gibt's?"

„Neuer Fall. Die Konkurrenz ist auch schon hinter ihm her. Die Sache eilt. Darum rufe ich Sie gleich an, George."

„Schießen Sie los", sagt der Chef und notiert mit schiefem Kopf, was der Mann auf der andern Seite der Welt ihm diktiert: „Gottlieb Bischof . . . starb 70jährig unverheiratet am 14. Juni 1954 in Sacramento . . . hinterließ 195 000 Dollar und eine Obstplantage . . . ein großer Teil seines Vermögens wurde in der Wohnung des Toten als Barbetrag in Form von 10- und 25-Cent-Stücken, gehortet in Konservenbüchsen, gefunden . . . Bischof wanderte am 9. August 1911 aus Deutschland kommend in Amerika ein . . . erwarb die amerikanische Staatsbürgerschaft . . . wurde geboren in Schukamp, Deutschland . . . soll dort Kinder besessen haben . . ."

Die Stimme von der anderen Seite der Erde schweigt.

„That's all?" fragt Wiesner.

„That's all, George."

„Okay, thanks, Robert. And good-bye."

„Good-bye, George", sagt die Stimme. Dann ist die Verbindung unterbrochen.

Georg Wiesner legt Block und Blei-

Fortsetzung

Erben gesucht

stift fort, dreht das Licht aus und wälzt sich auf die andere Seite. Fünf Minuten später ist er wieder eingeschlafen ...

★

Ohne große Anstrengung findet Tommy Hauser einen Tag später die Geburtseintragung Gottlieb Bischofs in der für den kleinen Ort Schukamp zuständigen Pfarrei. Jeden Menschen, dem er begegnet, fragt er: „Wissen Sie, ob hier noch Kinder von einem Gottlieb Bischof leben, der 1911 ausgewandert ist?"

Die meisten Leute, die Tommy fragt, können sich an Gottlieb Bischof überhaupt nicht mehr erinnern. Jene, die es können, erklären übereinstimmend: „Der Bischof hat doch gar keine Kinder gehabt!"

Nach ein paar Stunden steht Tommy dann vor zwei älteren Frauen: Maria Bischof und Amalia Bischof.

Maria Bischof erklärt: „Ich habe einen Neffen von Gottlieb Bischof geheiratet."

Amalia Bischof erklärt: „Ich bin seine Nichte."

Beide Frauen erklären übereinstimmend: „Kinder? Nein, Kinder hat der Gottlieb Bischof nie gehabt!"

Beide Frauen wollen wissen: „Was soll denn diese Fragerei? Worum handelt es sich?"

„Um eine Erbschaft, Sie werden von mir hören", erwidert Tommy vorsichtig.

„Erbschaft?" Gier und Erregung leuchtet in den Augen der beiden ältlichen, schlecht gekleideten Frauen auf. „Was für eine Erbschaft? Hat der alte Bischof —"

Tommy, den ein ungutes Gefühl beschleicht, obwohl der Fall im Grunde völlig klar zu sein scheint, nickt hastig: „Ja, Gottlieb Bischof ist gestorben und hat ein Vermögen hinterlassen. Sie müssen sich jedoch noch eine Weile gedulden, bis alle Nachforschungen abgeschlossen sind. Hier ist meine Visitenkarte." Und dann macht er, daß er fortkommt. Bei der Tankstelle, wo er seinen Wagen geparkt hat, sitzt ein alter Mann, der Pfeife raucht und Tommy sofort mit der Geschwätzigkei alter Leute anspricht: „So, so, also der Gottlieb Bischof ist gestorben, schau mal an, schau mal an ..."

„Woher wissen Sie —"

„Na, der Weinrad hat's mir erzählt."

Der Weinrad, das ist der Garagenbesitzer, den Tommy bei seiner Ankunft in Schukamp als ersten Menschen ausgefragt hat.

„Haben Sie ihn noch gekannt?"

„Na, und ob ich ihn gekannt habe! Wir sind doch zusammen in die Schule gegangen", erzählt der Alte.

„Soso", sagt Tommy. Er will eben in seinen Wagen steigen, da fragt der Alte: „Weiß es denn seine Tochter schon, daß er tot ist?"

Tommy läßt die Wagentür wieder los und dreht sich um: „Wer?"

„Seine Tochter", sagt der Alte und beißt an seiner Pfeife herum.

Tommy fragt, und sein ungutes Gefühl verstärkt sich dabei: „Wieso hatte der alte Bischof denn eine Tochter? Der war doch gar nicht verheiratet!"

Daraufhin blinzelt der Greis mit der Pfeife ihn ungemein listig und ungemein vertraulich an und erkundigt sich: „Muß man unbedingt verheiratet sein, um eine Tochter zu kriegen, junger Mann?"

„Ach so", sagt Tommy erleichtert. „Also ein uneheliches Kind!"

„Genau", sagt der Greis.

Aufatmend läßt Tommy sich in seinen Wagen fallen. Ein uneheliches Kind kann ihm gestohlen bleiben! Ein uneheliches Kind ist nicht erbberechtigt. Die Erben, denkt er, werden also wohl doch die ein bißchen unsympathischen und habgierigen Damen Maria und Amalia Bischof werden. Ein kurzer Fall. Ein glatter Fall. Denkt er ...

★

„Die Sache ist erledigt, Chef", erklärt er nach seiner Rückkehr. „Ich habe die Frau eines Neffen und eine Nichte dieses Bischof gefunden ..."

Georg Wiesner nickt freundlich: „Und wie steht es mit Kindern?"

„Eine Tochter soll es geben. Aber die ist unehelich und kann deshalb nicht erben." Daraufhin gibt der Chef keine Antwort, sondern erhebt sich nur seufzend und tritt an eine Bücherwand, der er ein dickes Werk entnimmt. Tommy sieht den englischen Titel auf dem Umschlag, der zu deutsch heißt: „Gesetzbuch des Staates Kalifornien."

Mit diesem Buch läßt Wiesner sich wieder in seinen raffiniert konstruierten Lehnstuhl fallen, sucht eine Weile, und sagt zuletzt:

„Ich muß Ihnen eine Enttäuschung bereiten, Tommy. Hören Sie zu, was hier unter § 225 steht: ... jedes illegitime Kind ist ein Erbe seiner Mutter und ebenfalls derjenigen Person, die schriftlich und durch eigene Unterschrift in der Gegenwart eines Zeugen sich als dessen Vater bekennt. Dieses Kind erbt ihre oder seine Hinterlassenschaft genau so, als wenn es in einer gesetzlich geschlossenen Ehe geboren worden wäre ..."

Danach schlägt der Chef das Buch mit einem lauten Knall zu und sieht Tommy ironisch an. „Haben Sie auch alles gut verstanden?"

„Ja, Herr Wiesner. Aber bei uns in Deutschland —"

„— sind uneheliche Kinder nicht erbberechtigt, das stimmt", Wiesner nickt väterlich. „Herr Bischof war jedoch so unhöflich, in Amerika, im Staate Kalifornien, zu sterben. Und dort *sind* uneheliche Kinder erbberechtigt. Herr Bischof wurde amerikanischer Staatsbürger. Damit unterliegt er dem Erbgesetz jenes amerikanischen Bundesstaates, in dem er starb."

„Das heißt, ich muß nach Schukamp zurückfahren und sehen, daß ich die uneheliche Tochter finde."

„Nicht nur das, Tommy. Sie müssen auch feststellen, ob ein Dokument existiert, auf dem Gottlieb Bischof sich schriftlich und in Gegenwart eines Zeugen und mit seiner Unterschrift als Vater bekennt. Wenn ein solches Dokument existiert, dann erben die Nichten Maria und Amalia Bischof nicht einen Cent."

„Und wenn es nicht existiert —"

„— dann erben sie 195 000 Dollar und eine Obstplantage. Ich finde, der Fall liegt ganz einfach, nicht wahr?"

„Ganz einfach, Chef", sagt Tommy und nimmt seinen Hut. „Mir hat er von Anfang an nicht gefallen. Jetzt weiß ich wenigstens, warum nicht ..."

★

Also fährt er zurück nach Schukamp. Bei dem Garagenbesitzer Weinrad erkundigt er sich nach dem pfeiferauchenden Greis.

„Ah, Sie meinen Vater Hellrod!" Weinrad erinnert sich und gibt Tommy die Adresse. Doch Vater Hellrod hilft Tommy nicht weiter: „Nein, wie diese Tochter heißt, oder wo sie wohnt, das weiß ich leider nicht, junger Mann. Ich habe da nur vor vielen Jahren so etwas läuten hören, verstehen Sie ...?"

Tommy bedankt sich und fährt zunächst in die Pfarrei. Aber im Geburtenregister findet er weder einen Vermerk über eine eheliche noch einen solchen über eine uneheliche Tochter des verstorbenen Gottlieb Bischofs.

Tommy überlegt: Bischof war noch ziemlich jung, als er auswanderte. Seine Freundin, die mögliche Mutter seiner Tochter, wird er sich wohl in der Umgebung gesucht haben — hoffentlich!

Er beschließt also, die Nachbardörfer und die Gutshöfe in der Umgebung abzuklappern. Den habgierigen Damen Maria und Amalia Bischof geht er diesmal umsichtig aus dem Wege. Er hat keine Lust, ihnen zu sagen, daß ihre Erbschaft gefährdet ist.

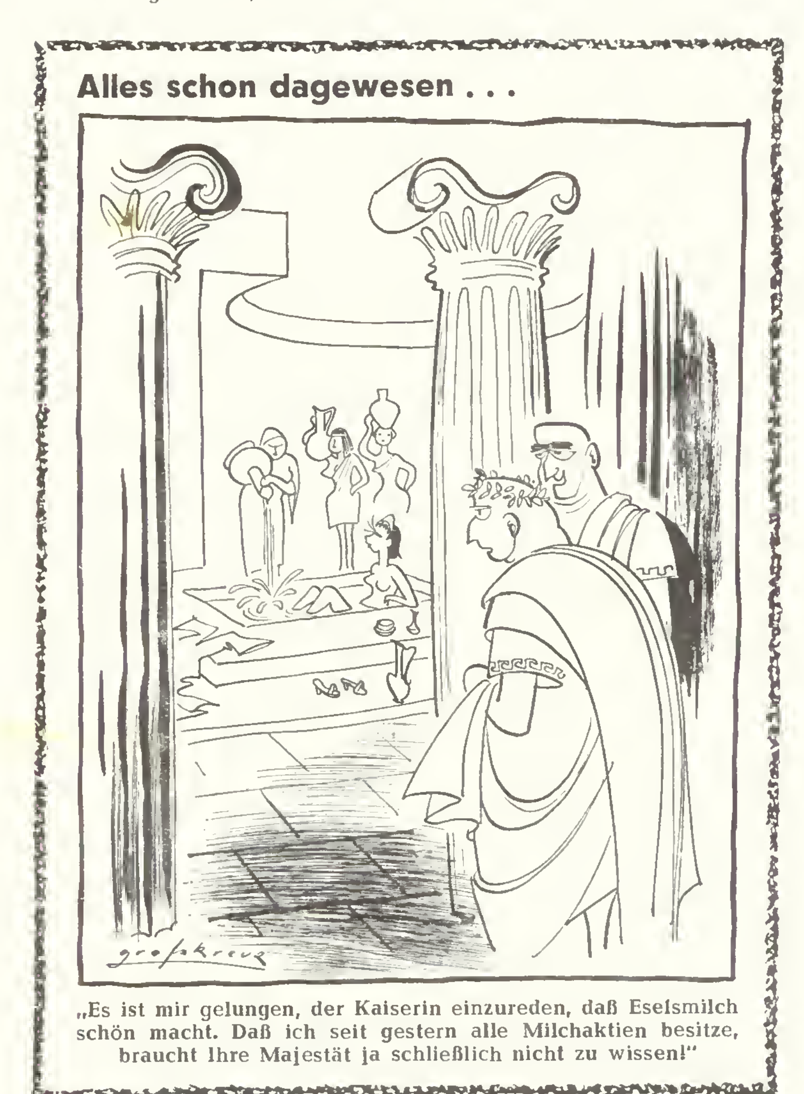
Die Suche nach der unehelichen Tochter zieht sich über Tage hin. Tommy lernt viele Menschen kennen in diesen Tagen, aber keiner von ihnen allen kann ihm weiterhelfen. Niemand weiß etwas von einer unehelichen Tochter.

Zuletzt — es regnet an diesem Tag in Strömen — sitzt Tommy ziemlich entmutigt in der Wirtsstube des Dorfkrugs, in dem er gerade wohnt, und trinkt mit dem Wirt Steinhäger. Der Wirt entpuppt sich dabei als ein wandelndes Auskunftsbüro über alle Geburten und Todesfälle der Gegend. Immer wieder erkundigt er sich hilfreich: „Waren Sie schon bei den ..."

Und immer wieder nickt Tommy trübselig: „Ja, bei den ... war ich auch schon!"

Dann fällt dem Wirt noch ein Name

Alles schon dagewesen ...



„Es ist mir gelungen, der Kaiserin einzureden, daß Eselsmilch schön macht. Daß ich seit gestern alle Milchaktien besitze, braucht Ihre Majestät ja schließlich nicht zu wissen!"

Interpol

schnappt jeden

Das Telegramm auf Seite 19 ist von Scotland Yard an Interpol, die Internationale Kriminalpolizei in Paris, gerichtet. Pifog bedeutet: Fotos von Bellson angefordert, Prifi bedeutet: Fingerabdrücke von Bellson angefordert. Außerdem erklärt Scotland Yard, daß es keine Bankkonten von Bellson hat feststellen können. Hinter diesem Telegramm verbirgt sich die Geschichte des größten Juwelendiebes unserer Tage. Wie Interpol arbeitet und Harvey Bellson jagte, berichtet QUICK in den nächsten Heften.

Erben gesucht

ein: „Hirth! Waren Sie schon bei den Hirths?"

Tommy sieht auf seinen Zetteln nach. „Nein, noch nicht!"

„Mir ist so dunkel in Erinnerung", sagt der Wirt und kippt ein neues Gläschen, „daß es bei den Hirths einmal so etwas wie ein uneheliches Kind gegeben hat. Schauen Sie doch mal hin . . ."

Soll ich noch, soll ich nicht mehr? denkt Tommy. Er ist ziemlich müde.

„Wo wohnen die Leute denn?" fragt er schließlich.

Der Wirt erklärt ihm den Weg.

„Na schön", sagt Tommy, „dann will ich auch dort einmal hinsehen. Das ist aber der letzte Weg, den ich mir in dieser verdammten Sache mache!"

Durch den Regen und die Dunkelheit fährt er über schlammige Wege hinüber zu dem verfallenen Bauernhaus, das ihm der Wirt bezeichnet hat. Er findet Frau Hirth, eine alte Frau, im Stall beim Melken. Eine armselige Petroleumlampe beleuchtet den Raum. Tommy ist zu müde und zu durchnäßt, um lang herumzureden. Kürzer als er, kann man kaum beginnen: „Guten Abend, Frau Hirth. Ich heiße Hauser. Kennen Sie einen gewissen Gottlieb Bischof?"

Die alte Frau dreht sich um und läßt die Hände sinken? „Bischof?" Ihr Gesicht wird hart. „Was haben Sie denn mit diesem feinen Herrn zu tun?"

„Mit ihm gar nichts, Frau Hirth. Ich suche sein Kind."

Da steht die alte Frau von ihrem Hocker auf, stemmt die Hände in die Seiten und keift los: „Sein Kind? Was ist mit der Johanna? Was wollen Sie von ihr?"

Tommy, der zum erstenmal hört, daß Bischofs Tochter Johanna heißt, erklärt ungerührt: „Ich brauche ihre Adresse."

Die alte Frau Hirth tritt ganz nahe an ihn heran, so daß er zwei Schritte zurückweichen muß, wodurch das volle Licht der Stallaterne in sein Gesicht fällt. „Wozu brauchen Sie ihre Adresse?" fragt sie mißtrauisch. „Jahrelang hat kein Mensch sich um das arme Wurm gekümmert! Und jetzt, auf einmal, da heißt es: Die Johanna, Frau Hirth, wo ist die Johanna? Warum wollen Sie das wissen, junger Mann, he?"

„Vielleicht, weil ich in der Lage bin, ein großes Unrecht wiedergutzumachen, Frau Hirth!"

„Ach was, lassen Sie diese Sprüche!" Ein Leben voll Entbehrung und harter Arbeit hat tiefe Runen in das Gesicht der alten Bäuerin gegraben. „Was heißt denn das, Unrecht wiedergutmachen? Dieser feine Herr Bischof hat meine Nichte, die Christine, unglücklich gemacht! Er hat sie mit dem Kind sitzenlassen und ist auf und davon nach Amerika!"

„Mit dem Kind . . .?"

„Na ja doch, mit dem Kind! Mit der Johanna! Mit seinem eigenen Kind hat er meine arme Nichte sitzenlassen!"

„Herr Bischof und ihre Nichte Christine", wiederholt Tommy langsam und läßt dabei die Worte genießerisch auf der Zunge zergehen, „hatten ein Kind miteinander?"

„Na ja doch, das sage ich ja! Die Johanna!"

„Und wo", fragt Tommy mit unendlicher Langmut, „ist sie, diese Johanna?"

Frau Hirth stemmt die kräftigen Arme in die kräftigen Hüften. Es ist so kalt im Stall, daß ihr Atem sichtbar wird, wenn sie spricht. Sie erwidert gereizt: „Das weiß ich nicht. Und wenn ich es wüßte, würde ich es Ihnen nicht sagen."

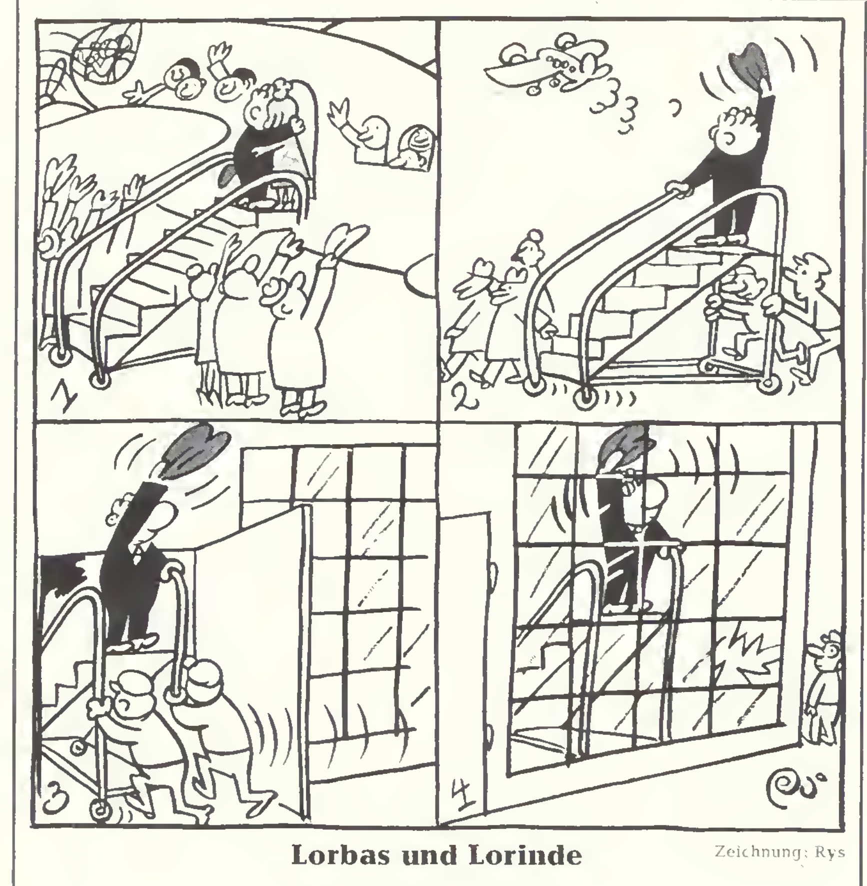
„Frau Hirth, passen Sie einmal auf, wie rasch Sie freundlicher zu mir sein werden. Herr Bischof, den Sie ‚den feinen' nennen, hat eine Menge Geld hinterlassen, für das wir einen Erben suchen."

Die alte Frau Hirth lacht bitter: „Erben, Quatsch! Die Johanna ist doch unehelich! Für uneheliche Kinder gibt's nichts zu erben, das weiß doch jeder Idiot!"

„Aber nicht jeder Idiot weiß, daß uneheliche Kinder im Staate Kalifornien, wo Herr Bischof gestorben ist, durchaus erbberechtigt sind", sagt Tommy, der eisern entschlossen ist, sich durch nichts aus der Ruhe bringen zu lassen.

Frau Hirth sperrt den Mund auf. „Ist das wahr?" fragt sie.

„Ja, Frau Hirth. Sofern Herr Bischof die Johanna als sein Kind anerkannt



Lorbas und Lorinde Zeichnung: Rys

Abschied am Flugplatz

„Lorbas und Lorinde", 50 Liebesabenteuer, jetzt als kartonierter Bildband in allen Buchhandlungen für 4 Mark 80. Südverlag, München

Erben gesucht

hat, kann sie jetzt sein Vermögen erben."

Daraufhin schweigt Frau Hirth eine Zeitlang, und dann schüttelt sie den Kopf, und dann murmelt sie: „Schrecklich ... ach, es ist schrecklich ..."

„Was ist schrecklich?"

„Daß ich wirklich nicht weiß, wo die Johanna lebt", erwidert die alte Bäuerin verzweifelt und setzt sich schwer auf ihren Melkschemel.

Draußen rauscht der Regen auf die dunkle Erde herab, und der Nachtwind flüstert in den Bäumen. Tommy lehnt sich an die Stallwand und zündet eine Zigarette an. Immer mit der Ruhe, denkt er, immer beherrscht, immer freundlich ...

„Frau Hirth, wie kommt es, daß Sie nicht wissen, wo die Johanna lebt?" fragt er.

Die Bäuerin zuckt verzagt die Achseln. „Ich habe es einmal gewußt, früher. Aber nach dem ersten Weltkrieg ist meine Nichte, die Christine, aus der Gegend weggezogen. Die kleine Johanna hat sie mitgenommen. Und dann habe ich von den beiden kaum mehr etwas gehört."

„Ihre Nichte hat Ihnen nie geschrieben?"

„Nein, lieber Herr. Die Christine war kein glücklicher Mensch. Dieser feine Herr Bischof hat ihr gerade noch gefehlt. Nachdem er sie verlassen hat und das Kind gekommen ist, ist die Christine richtig wunderlich geworden." Die alte Bäuerin blickt auf die rissigen, abgearbeiteten Hände, die sie im Schoß gefaltet hat, und seufzt schwer in der Erinnerung an ihre unglückliche Verwandte.

„Wie heißt denn die Johanna. Ich meine, mit dem Nachnamen?" Tommy versucht einen anderen Weg.

„Hasenkrug. Wie die Mutter."

„Und wann wurde das Kind geboren?"

„Die Johanna Hasenkrug? Ein Jahr, bevor ich selbst geheiratet habe ..."

O Gott, denkt Tommy, gib mir Geduld und Stärke! „Und wann haben Sie geheiratet, liebe Frau Hirth?" fragt er sanft weiter.

„Na, 1909 doch!" Das klingt beleidigt, so, als wäre die Kenntnis dieser Jahreszahl aus der Hirthschen Familiengeschichte ein elementarer Bestandteil der Allgemeinbildung jedes Menschen.

„Also wurde Johanna Hasenkrug 1908 geboren."

„Na ja doch, sage ich doch!"

„Und wo, liebe Frau Hirth, wurde die Johanna geboren?"

„In Oldenburg. Dorthin ist die Christine in Stellung gegangen."

In Oldenburg! denkt Tommy. Deshalb habe ich im Geburtsregister von Schukamp keine Eintragung gefunden. „Und wo Ihre Nichte dann hinzog, das wissen Sie nicht?" versucht er es neuerlich.

„Keine Ahnung." Die Bäuerin beißt sich auf die schmale Oberlippe, die von einem leichten Schnurrbartanflug geziert wird.

„Hat die Johanna Ihnen denn auch nie geschrieben?"

„Nein."

„Bestimmt nicht?"

„Bestimmt nicht."

Tommy weiß selber nicht, warum er an dieser Stelle weiterbohrt. Aber er tut es instinktiv: *„Ganz* bestimmt nicht? Haben Sie nicht irgendwo eine Schachtel mit alten Briefen, in der wir ein bißchen stöbern können, Frau Hirth? Vielleicht finden wir doch etwas ..."

„Na ja, natürlich hab' ich so eine Schachtel." Die Bäuerin sieht auf. „Drüben in der Küche. Da müssen wir aber 'rübergehen."

„Na, das können wir doch, liebe Frau Hirth ..."

Und so gehen sie zusammen durch den Regen hinüber ins Bauernhaus, und in der warmen, gemütlichen Küche, in der es seltsamerweise stärker nach Stall riecht als im Stall selbst, beginnt Frau Hirth dann in einem fleckigen alten Persilkarton zu

kramen und holt vergilbte Blätter hervor, Briefbündel, die mit blaßrosa Bändern zusammengehalten werden, bunte Postkarten, die schon ganz brüchig und glänzend vor Alter sind, Erinnerungen an Stunden voll Zärtlichkeit, Erinnerungen an Glück, Liebe und Leid, Erinnerungen an ein ganzes langes und einfaches Leben ...

Und Tommy sitzt neben ihr und schweigt und raucht und sieht ihr zu. Er weiß: er muß ihr jetzt Zeit lassen und schweigen und zusehen, wie sie sich, mit einer primitiven Stahlbrille auf der Nase, in die Lektüre der Karten und Briefe vertieft. Er darf sie jetzt nicht stören. Sie muß jetzt in Ruhe suchen können ... Und so lauscht er dem Regen, der gegen die Fenster schlägt und wird dabei ganz schläfrig und fährt zuletzt richtig ein bißchen in die Höhe, als die Bäuerin plötzlich ruft: „Da! Da ist eine Karte von der Johanna!"

„Wo!" Tommy kippt in seinem Stuhl nach vorne und starrt aufgeregt auf die Postkarte, die Frau Hirth ihm hinhält. Die Karte zeigt eine kitschige Darstellung der weihnachtlichen Anbetung der Hirten im Stall von Bethlehem, und auf der anderen Seite steht in mühsamen Krakelbuchstaben:

„Herzliche Weihnachtsgrüße sendet Dir, liebe Großtante, Deine Johanna Mergel."

„Mergel?" fragt Tommy erschöpft.

„Ach so, ja! Sie hat doch geheiratet!"

Oh, lieber Gott, denkt Tommy, bitte, Geduld. Und Kraft. „Das haben Sie vergessen, mir zu sagen."

„Ja, das habe ich vergessen." Die alte Frau nickt gleichgültig. „Sie haben mich aber auch nicht danach gefragt."

Tommy hat unterdessen die Karte noch einmal angesehen: „Steht kein Absender drauf. Aber ich kann noch den Poststempel lesen." Er tut es. Er entziffert: „... 1928 ... LOHKIRCHEN ..."

„Und wo", fragt die Bäuerin, „ist das, Lohkirchen?"

„Das weiß ich nicht. Aber das kann man bei jedem Postamt feststellen."

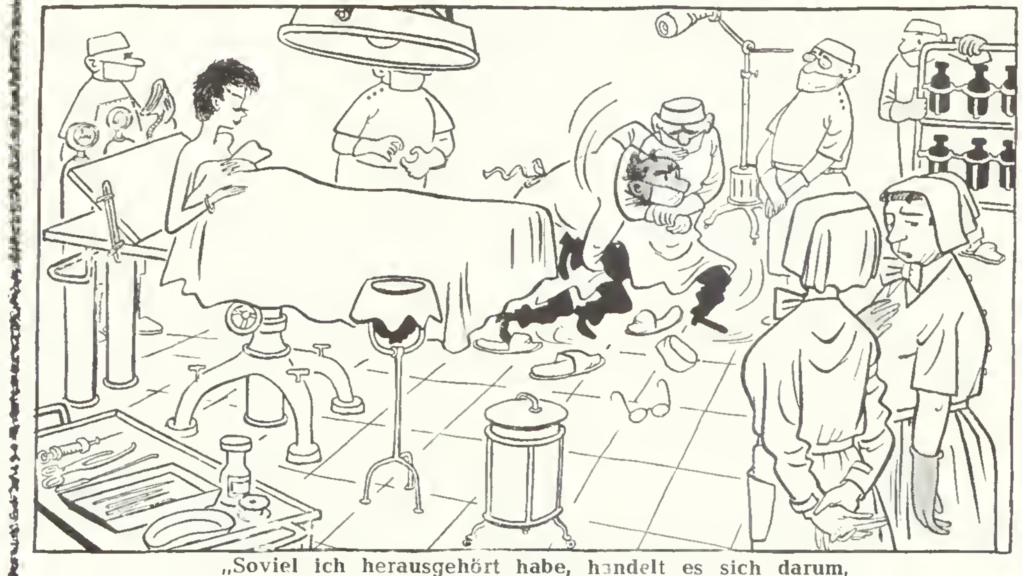
Frau Hirth zeigt sich plötzlich erregt: „Na, dann ist doch alles in Ordnung! Dann haben wir die Johanna doch gefunden!"

„Wenn sie noch dort lebt, Frau Hirth. Und wenn sie nachweisen kann, daß Herr Bischof sie als sein Kind anerkannt hat."

„Und wenn sie das nicht kann?"

„Dann erbt sie auch nicht", sagt Tommy. „Dann erben zwei andere Frauen aus Schukamp. Seine Nichte und die Witwe seines Neffen." Und er denkt unbehaglich an die kalten und habgierigen Augen von Maria und Amalia Bischof.

★


„Soviel ich herausgehört habe, handelt es sich darum, wer nachher ihren Blinddarm als Andenken behalten darf!"

Lohkirchen, das stellt Tommy beim nächsten Postamt mit Hilfe des riesigen Verzeichnisses deutscher Postorte fest, liegt in Oberbayern.

Er telefoniert mit Georg Wiesner und erzählt ihm, wie die Geschichte steht. „Fahren Sie nach Lohkirchen hin", sagt der Chef.

„Okay", sagt Tommy. Über Autobahnen reist er nach Süden. Er reist gern. Er ist gern allein. Und er lernt gern neue Orte kennen. Lohkirchen ist neu für ihn.

Der Ort ist klein. Häuser mit typischen Holzbalkonen und überhängenden Dächern. Eine Tankstelle. Ein alter Marktplatz. Männer in Kniehosen. Männer mit grünen Hüten. Männer, die Bier trinken. Auch Tommy trinkt Bier. Mit ein paar von den Männern. Und dabei erfährt er: „Die Johanna Mergel, ja mei, meinen Sie denn vielleicht die Frau von Ignaz Mergel? Wenn Sie die meinen, also die lebt hier ..."

Und so steht Tommy Hauser ihr dann eine halbe Stunde später gegenüber, dieser Johanna Mergel, dem unehelichen Kind des verstorbenen Gottlieb Bischof, dieser Johanna Mergel, die er wie eine Stecknadel gesucht hat.

Johanna macht einen intelligenten, freundlichen und mutigen Eindruck: eine Frau, die keine Angst vor dem Leben hat. Gleich nachdem Tommy sie informiert hat, greift sie selbst den Kernpunkt des Problems auf: „Ja, also meine Mutter ist ja leider tot. Ich erinnere mich aber, daß sie immer Geld bekommen hat, als ich klein war. Ich kann mir vorstellen, daß mein Vater es ihr geschickt hat. Aber ob ich von ihm auch anerkannt worden bin ...?" Johanna — einmal muß sie sehr hübsch gewesen sein — zuckt die Achseln.

„Sagen Sie, Frau Mergel, wo hat Ihre Mutter denn damals mit Ihnen gelebt?" fragt Tommy Hauser dann.

„In Bremen", kommt die Antwort.

Tommy lacht trocken.

„Warum lachen Sie?"

„Ich komme gerade von oben. Jetzt kann ich wieder hinauffahren!"

„Warum?"

„Frau Mergel", sagt Tommy, „Sie geben an, in Bremen gewohnt zu haben. Wir wissen nicht, ob Ihr Vater Sie jemals bei einem Vormundschaftsgericht als sein Kind anerkannt hat. Wenn er es getan hat, dann muß er es nicht unbedingt in Bremen getan haben. Trotzdem will ich nach Bremen fahren und dort nachsehen. Denn eines können wir *keinesfalls* beweisen: daß er Sie *nirgends* und *niemals* als sein Kind anerkannt hat. Und in dem augenblicklichen Stadium der Entwicklung bekommen weder Sie das Erbe noch Maria und Amalia Bischof."

„Ich verstehe", sagt Johanna Mergel. Und dann gibt sie Tommy eine

Erben gesucht

vorläufige Vollmacht und wünscht ihm Glück. Und eine Stunde später ist Tommy wieder auf der Autobahn.

★

Die nächsten sieben Tage sehen den ersten Mitarbeiter Georg Wiesners beim Durchwühlen von Aktenbergen in den Vormundschaftsgerichten von Bremen. Eine monotone Arbeit. Aber Tommy weiß: Nur wenn er sie hinter sich bringt, hat er eine gewisse Aussicht, den Fall Bischof befriedigend zu beenden.

Und so vergeht ein Tag nach dem andern, und Tommy lernt immer neue Registraturbeamte kennen: freundliche und gleichgültige, hilfreiche und übelgelaunte . . .

„Bischof? Nicht verzeichnet."
„Vielen Dank."
„Hasenkrug? Unbekannt."
„Danke schön."
„Bischof? Nichts zu finden."
„Danke schön."
„Hasenkrug? Haben wir nicht."
„Danke vielmals."

Und dann, am Abend des siebenten Tages, geschieht es . . .

Der Beamte, der Tommy hilft, ist schon so müde, daß er zunächst überhaupt nicht mitbekommt, was er aus einem neuen Akt vorliest: „14. Juni 1911, Amtsgericht Bremen, erste Abteilung, Protokoll in Sachen Hasenkrug Johanna, Tochter der Hasenkrug Christine, gegenwärtig Amtsrichter Meißner, Gerichtsschreiber Simon . . ."

„Halt!" schreit Tommy aufgeregt. „Mensch, haben Sie denn nicht bemerkt, was Sie da lesen?"

„Was ich da lese . . .?" Der Beamte sieht in die Akten. Dann schreit er plötzlich selber: „Du liebe Zeit! Natürlich! Hasenkrug!"

„Na ja, eben!" Tommy lehnt sich über die Schulter des Beamten. Und gemeinsam lesen sie laut die Zeilen, die der Beamte mit einem nikotingelben Finger entlangfährt: „. . . . es erscheint Gottlieb Bischof, ledig, dahier. Die Persönlichkeit des Erschienenen wurde durch Vorlage des Ladungszettels festgestellt. Der Erschienene erklärt auf Bekanntgabe des Akteninhalts: Ich erkenne an, der Vater des von der Christine Hasenkrug am 16. November 1908 geborenen unehelichen Kindes Johanna Hasenkrug und deshalb verpflichtet zu sein, für das Kind den der Lebensstellung der Mutter entsprechenden Lebensunterhalt zu gewähren . . ."

Erleichtert blicken zwei Männer, die sich vor acht Stunden zum erstenmal in ihrem Leben gesehen haben, einander an.

„Mensch, Maier!" sagt Tommy ergriffen. Obwohl der Beamte gar nicht Maier heißt, sondern Hinriksen.

Bei weiterer Lektüre der Akte Hasenkrug stellt sich rasch heraus, warum der „feine Herr Bischof" plötzlich mit einer jahrelangen Geisteshaltung gebrochen und die kleine Johanna als sein Kind anerkannt hat. Tommy konstatiert: „Er wollte auswandern! Und dazu brauchte er einen Paß! Und um den zu bekommen, mußte er die Vaterschaftserklärung abgeben!"

„Und die Versicherung, für die kleine Johanna zu sorgen", sagt der Beamte.

„Komisch", meint Tommy nachdenklich, „nur um einen Reisepaß zu bekommen und verschwinden zu können, hat der Vater sein Kind anerkannt: Ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er ihm so Ansprüche auf ein Vermögen rettete, das er sich einmal erwerben würde . . ." Er streicht über den alten Akt. „Herr Hinriksen", sagt er, „hier und jetzt ist eine endgültige Entscheidung gefallen. In diesem Augenblick und an dem Ort, an dem wir jetzt stehen, hat ein launisches Schicksal zwei Frauen in dem Dorf Schukamp die Aussicht auf Reichtum für immer genommen und gleichzeitig diesen Reichtum in den kleinen Ort Lohkirchen und zu der armen Frau Mergel, der ‚unehelichen Hasenkrug Johanna' von einst, getragen . . ."

★

„Was? So ein Wechselbalg darf erben? Das soll ein Gesetz sein? Eine Schweinerei ist das, sonst gar nichts!"

Wie zwei Furien gehen Maria und Amalia Bischof auf Tommy Hauser los, als er ihnen mitteilt, daß sie als Erben nicht in Frage kommen. Ihre Gesichter sind verzerrt, die habgierigen Münder aufgerissen . . .

„Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Das Vermögen geht an Johanna Mergel."

„Der verfluchte Wechselbalg", schreit Maria Bischof. „So eine Gemeinheit! Anständige Leute zu betrügen!" Mit den „anständigen Leuten" scheint sie Amalia und sich selbst zu meinen.

Aber alles Schreien und Keifen ist umsonst. Bereits im Januar des Jahres 1955 erhält Frau Johanna Mergel in Lohkirchen eine erste Zahlung von DM 400 000.— (vierhunderttausend Mark der Bank Deutscher Länder), und Wiesner und Tommy haben wieder einmal einen Fall zu einem höchst erfreulichen Ende gebracht.

★

„Fräulein Gisela", sagt Georg Wiesner eines Vormittags, nachdem er sein Diktat beendet hat, „bitte teilen Sie allen meinen Mitarbeitern mit, daß sie heute nachmittag um vier Uhr zu Kaffee und Kuchen eingeladen sind."

Schnell blickt die Sekretärin auf. „Oh, ist wieder ein Hundertjähriger erledigt, Chef?" Georg Wiesner nickt lächelnd und zufrieden. „Hundertjährige" nennen seine Angestellten mit einiger Übertreibung Fälle, die sich über viele Jahre abenteuerlicher Untersuchungen hinziehen. Immer, wenn ein „Hundertjähriger" gelöst ist, lädt der Chef zu Kaffee und Kuchen ein.

„Wer ist es denn diesmal?" fragt Gisela neugierig.

„Unser Freund Johnny L. Broom", erwidert der Chef.

„Oh, das freut mich aber!" Gisela strahlt. „Wie schön für die arme Frau Clement!"

Fortsetzung folgt



Das Lied vom braven Mann

Zeichnungen. Job

Eine Frau war von der Fähre abgerutscht und in den reißenden Strom gefallen. Entsetzt schrien die anderen Fahrgäste auf, da stürzte sich ein Mann der mit den Wellen ringenden Frau nach, ergriff sie und hielt sie über Wasser, bis zwei Matrosen beide herausfischten. Der beherzte Retter, ein 70jähriger Mann, wurde mit Lob überschüttet. „Großartig, diese Tat!" rief eine Dame, „in diesem Alter noch so mutig!" Ungerührt und mit gerunzelter Stirn blickte der Weißbärtige die Umstehenden an und knurrte: „Wer war's? Ich möchte jetzt wissen, wer mich in diesen verdammten Fluß gestoßen hat?"

★

„Ich habe mit dir zu reden", verkündet der Vater seiner kleinen Tochter ernst. „Ich bekam heute einen vertraulichen Brief von deiner Lehrerin. Mutter weiß nichts davon und soll auch nichts erfahren. Ich glaube, du ahnst bereits, was ich dir zu sagen habe?" — „Klar, Pappi", versicherte die Kleine, „ich weiß doch, wie eifersüchtig Mutti ist."



★

Ein berühmter Psychologe wurde auf einer Gesellschaft von der Frau des Hauses mit Fragen überschüttet. „Nun sagen Sie mir noch eines, Herr Professor, woran erkennt man, daß aus einem Knaben ein Mann geworden ist?" — Mild lächelnd sagte der Psychologe: „Ganz einfach daran, liebe gnädige Frau, wenn er um eine Wasserpfütze herumgeht, statt hindurchzuwaten ..."

★

„Marie" sagte die Dame des Hauses zu ihrem Dienstmädchen, „ich beauftrage Sie, während meiner Badereise an meiner Stelle über meinen Mann zu wachen. Achten Sie streng darauf, daß er nicht überall Zigarrenasche herumstreut; daß er seine Schuhe reinigt, ehe er das Haus betritt; daß er Türen und Fenster abends verriegelt und vor allem, daß er nicht zu oft ausgeht ..." — „Mach' ich", antwortete Marie, „aber das Wichtigste haben Sie vergessen, mir zu sagen, gnädige Frau: Wieviel Taschengeld soll ich Ihrem Mann geben?"

★

Der Verkäufer wischt sich den Schweiß von der Stirn. Vor ihm sitzt eine Dame, die sich nur sehr schwer zu einem Schuhkauf entschließen kann. Rund herum liegen und stehen Dutzende von Paaren der neuesten Frühjahrsmodelle, gelb, rosa, blau — die ganze Farbenskala. „Haben Sie wirklich nichts anderes mehr auf Lager?" fragt die Dame betrübt. — Der Verkäufer atmet tief durch, dann sagt er müde. „Doch, doch, meine Dame, ich könnte Ihnen noch ein paar entzückende Fußballstiefel zeigen . . ."

★

Ein Holländer fragt einen malerisch drapierten Bauern auf Korsika: „Sagen Sie mal, wächst hier eigentlich kein Reis?" Der Korse schüttelt nur den Kopf. „Und auch kein Weizen?" Erneutes Kopfschütteln. „Und kein Hafer, kein Klee, nicht einmal Mais?" — Träge verneint es der Bauer. — „Daß Ihr Land so unfruchtbar ist, wußte ich gar nicht", sagt der Holländer erstaunt. — Da springt der Korse auf, zeigt mit stolzer Gebärde über das Land und ruft: „Das ist das fruchtbarste Land auf der ganzen Erde. Alles würde wachsen — wenn man es pflanzte . . .!"



★

„Du sollst nach dem Fußballspiel geflucht und den Teufel im Mund geführt haben?" fragte der Vater streng seinen Sohn. — „Ja, Vati, das stimmt", erwiderte zerknirscht der Junge. „Weißt du, ich hatte mich endlich freigestellt, bekam den Ball zugespielt und dribbelte los. Nur zwei Mann waren noch zwischen dem Tor und mir. Der eine stolperte und fiel, den Torwart umspielte ich — und da, nur einen Meter vor dem Tor — plötzlich war der Ball fort! Und da schrie ich: ‚Wo, zum Teufel, ist der Ball?'" — „Na und?" fieberte der Vater. „Wo, zum Teufel, war er denn?"



★

Einen amerikanischen Sportler, der einen neuen Rekord im Stabhochspringen aufstellen wollte, erwischte kurz vor dem Wettkampf eine böse Grippe. „Sieht bös aus", meinte der Arzt. „Sie haben unerhört hohes Fieber, 40,9 Grad. Das ist mehr, als ich je bei einem Grippekranken gemessen habe." — Der berühmte Leichtathlet, der bisher nur apathisch dagelegen hatte, wurde plötzlich hellwach. „Tatsächlich?" fragte er den Arzt interessiert. „Und wie hoch liegt denn hier der Weltrekord?"







KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Geheimnisvoller ägyptischer Weiser, 5. ein Weiser, der Titelheld bei Lessing ist, 9. durch seine Eifersucht sprichwörtlicher Dramenheld Shakespeares, 11. aus Schienen zusammengesetzte Fahrbahn, 12. die biblische Mutter der Menschheit, 14. schwedische Schriftstellerin und Frauenrechtlerin, 15. Himmelsrichtung, 18. Überflüssiges tut, wer dorthin Eulen trägt, 19. Berg im Bayerischen Wald, 21. Männername, 22. man soll es sich nicht über die Ohren ziehen lassen, 23. Speise, die Sinnbild für ein Durcheinander ist, 26. kleines Raubtier, 27. stark ansteigend, 30. Sonnengott, 31. Gebirge in Marokko, 33. Stadt im Taunus (ohne ersten Buchstaben Stadt in Baden am Hohentwiel), 34. südafrikanischer Strom mit den berühmten Viktoriafällen, 35. die den Vorgang vermittelnde Person bei spiritistischen Sitzungen, 36. sagenhaftes Untier.

Senkrecht: 1. Riesiges Rundtheater in Rom, 2. Lichteinheit, 3. griechische Göttin der Jugend (scherzhaft für Kellnerin), 4. Biersorte, 5. ein Marschall Napoleons und eine berühmte Pianistin, 6. Masse, die im Straßenbau verwendet wird, 7. ein frommer Dulder der Bibel, 8. Nervenschmerz, 10. Beifallssturm, 11. das erste Buch Mosis, 13. ringförmige Koralleninsel, 14. gegorenes Getränk aus Kuhmilch, 16. Stadt in Belgien, 17. bricht nach dem Sprichwort Eisen, 19. Bindewort, 20. Hohepriester, 24. Kummer, 25. Koseform eines Frauennamens, 28. Blechblasinstrument, 29. Ritter der Artus-Runde, 30. biblischer Stammvater, 32. reizlos.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben bak — be — bi — bi — busch — che — de — do — dolf — e — ei — end — erz — gel — har — heim — in — ke — kin — le — lim — lump — mac — mi — mo — nai — ni — no — o — rac — ri — ro — ru — ru — sin — spurt — su — ta — tach — tret — weiß — zum — bilden wir 17 Worte, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch ergeben.

1. hessischer Weinort, 2. Zeitgeschmack, 3. Hanswurst, 4. Teil des Eies, 5. Provinzstadt in Frankreich, 6. bekannter Bildhauer, 7. roter Farbstoff, 8. Hauptstadt von Kenya (Ostafrika), 9. Inkaprinzessin und Stimmphänomen m. d. 4gestr. „C", 10. Nebenfluß der Iller 11. letzte Kraftanstrengung im Sport, 12. italienischer Komponist, 1842 †, 13. türkischer Teppich, 14. Genußmittel, 15. Brettspiel, Maskenmantel, 16. ehrloser Mensch, Gauner, 17. Männername.

1. .... 9. ....
2. .... 10. ....
3. .... 11. ....
4. Eiweiß 12. ....
5. .... 13. ....
6. .... 14. ....
7. .... 15. ....
8. .... 16. ....
17. ....

KÄSTCHEN AM FADEN

a a a a — b b — ch ch — d — e e e e e e e e e e e e e e e e — f — g — h h h — i i i i i i — l l — m — n n n n — o o — ö — p p — r r r r r — s s s s s s s s s — t t t t t — u — w w.

Die Kästchen sind mit je einem der vorstehenden Buchstaben auszufüllen, so daß Wörter entstehen, die in einem numerierten Feld beginnen, in Fadenrichtung laufen und am Schluß des Fadens enden.

Die Wörter bedeuten (ch und ö = je 1 Buchstabe): 1. Kriechtier, 2. elektr. Lichtquelle zur Beleuchtung fernliegender Objekte, 3. Feld- und Waldkleintiere, 4. Wasservogel, 5. Fischteich, 6. Bezeichnung für Engländer, 7. Blutvergiftung durch Bakterien, 8. mit Teig gebackene Fleischspeise, 9. Spritzbad, 10. Verteidigungsabkommen, 11. Fremdengasthaus, 12. Schienenbahn.

Sind diese Wörter richtig gefunden, so ergeben die fünf waagerechten Reihen a, b, c, d, e, fortlaufend gelesen, eine „persische Weisheit".

VIELERLEI

B — Zum Schmücken braucht's manch Mägdelein,
H — es hat sie nur der Mensch allein,
L — umstritten wird es, wird bebaut,
R — die Grenze ist's, vor der oft graut,
S — vom Meeresstrand nicht fortzudenken,
T — ein Plunder, den man nicht sollt' schenken,
W — wer sie anrennt, der ist ein Tropf, denn härter ist sie als der Kopf.

SPRUCHVERSTECK

Lohndiener — Gelände — Verständnis — Hindernis — Banause — Normandie — Besichtigung — Diesterweg — Ehefrau — Laienspiel — Zubringer — Flügelhorn — Abendstern — Hagedorn — Malerei — Machenschaft — Leitfaden — Männerstolz — Können — Halbinsel — Spatenstich — Zumsteeg — Frauenlob.

Obigen Wörtern ist jeweils eine Silbe zu entnehmen, die, im Zusammenhang gelesen, eine französische Spruchweisheit ergeben.

BEMERKENSWERTER SCHLUSSSATZ

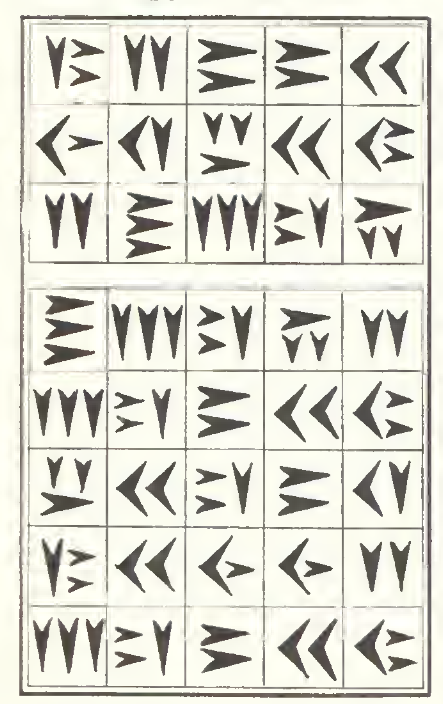
1. K . . . 2. K . . . 3. L . . . 4. F . . . 5. B . . . 6. M . . . 7. K . . .

Unter Benützung der gegebenen Anfangsbuchstaben sind aus je vier Buchstaben bestehende Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Türkischer Richter, 2. Meerrettich, 3. Verschlagenheit, 4. Polarschiff Nansens, 5. Stadt am Kaspischen Meer, 6. Teil des Gesichtes, 7. harzreiches Kiefernholz.

Reiht man die beiden Endbuchstaben eines jeden Wortes aneinander, so ergibt sich ein lobenswerter Wahlspruch für den Geschäftsmann.

KEILSCHRIFT-RÄTSEL



Etwas komplizierter waren die alten Keilschriftzeichen, immerhin vermittelt Ihnen unsere Zeichnung ein ungefähres Bild derselben. Jedes Quadrat in unserem Rätsel entspricht einem Buchstaben, gleiche Zeichen bedeuten gleiche Buchstaben. Zuerst müssen Sie auf der oberen Tafel drei fünfbuchstabige Wörter von dieser Bedeutung erraten:

1. Aussprechen eines Wunsches, Ersuchen, 2. größte deutsche Insel vor der mecklenburgischen Küste, mit zahlreichen Seebädern, 3. Bade- und Kurort im Salzkammergut (auch der Abfluß des St. Wolfgangsees heißt so).

Wenn Sie nun die Buchstaben auf die untere größere Tafel übertragen, erhalten Sie einen alten Spruch.

DEN VON DEN WELLEN VERSCHLUNGENEN

* Konsonant
* * chinesisches Wegemaß
* * * Papstname
* * * * Körperteil
* * * * * deutsches Schiff (untergegangen)
bb eee iii lll nn oo

Die aus diesen Buchstaben gebildeten Wörter lauten waage- und senkrecht gleich.

VERSRÄTSEL

Durch „s", der ihm die Freiheit gab,
griff Israel zum Wanderstab.
Doch ist als Fluß im Heimatland
die schöne „l" gar wohlbekannt.

AUFLÖSUNGEN AUS NR. 17

EINSETZ-RÄTSEL: 1. Vene, 2. wie, 3. Isere, 4. Hull, 5. Brauch, 6. Semele, 7. Tante, 8. Ritt, 9. Genua, 10. Diele, 11. Tenne, 12. Amsel, 13. Gesuch, 14. Senn, 15. Pest, 16. Barbe, 17. Schwermut, 18. Dummheit. — *„Viel Weisheit braucht es meist, zu tragen den leeren, allzu leichten Magen. Zu schleppen selbst den schwersten Bauch, genügt mitunter Dummheit auch."*

SILBENRÄTSEL: 1. Gallipoli, 2. Elastizität, 3. Mosaik, 4. Unamuno, 5. Exkursion, 6. Treppenhaus, Leibspeise, 8. Obersteiger, 9. Superlativ, 10. Imkerei, 11. Gewölbe, 12. Kilometerfresser, 13. Engagement: *Gemütlosigkeit konserviert.*

RADRÄTSEL: I. a) Ypern, b) Urban, c) Eisen, d) Asien, e) Magen, f) Rubin, g) Urian, h) Roman; II. 1—2 Wye, 3—4 Hue, 5—6 Dee, 7—8 Naab, 9—10 Ems, 11—12 Ire, 13—14 Gut, 15—16 Ern. — *Wehe den Besiegten.*

VERSRÄTSEL: Weiden.

NICHT IMMER: Dann und wann.

Eine verschwundene Viertelstunde

... beschäftigte vier Jahre lang die Justiz

Als der Angeklagte am 15. März 1955, um 15 Uhr, von der Anklage wegen Verbrechens nach § 330a mangels Beweises freigesprochen wird, da schreit er mit bebender Stimme laut in den Gerichtssaal: „Und was wird aus den Meineidigen? Ich kämpfe weiter!"

Der Mann, der diese Worte herausbrüllt, der 48jährige Johann Paul Nottrodt, von Beruf Mechaniker, befindet sich damit am vorläufigen Ende eines vierjährigen Leidensweges, an dessen Anfang im Februar 1951 ein beklagenswertes Ereignis steht, zu dem es nur unter dem Einfluß alkoholischer Getränke hat kommen können.

Im Zeitablauf des 17. Februar 1951 fehlt dem Johann Paul Nottrodt, wie man zu sagen pflegt, „eine Viertelstunde". Erlebnisse solcherart hat manch einer, der einmal viel zuviel trank, bereits hinter sich — oder kann sie andernfalls jeden Tag noch vor sich haben. Das ist der Grund, warum wir an dieser Stelle die Geschichte Johann Paul Nottrodts erzählen — zur Moral und Nutzanwendung für alle einschlägig Bedrohten.

Was nun den Abend des 17. Februars 1951 und die Vorgänge in jener „Viertelstunde" betrifft, die dem 48jährigen Mechaniker „fehlt", so gibt es darüber zwei Versionen. Wenn wir zunächst Nottrodt zu Wort kommen lassen, so klingt *seine* Version so:

„Ich bin mit meinem Fahrrad von meinen Verwandten in München-Untermenzing in Richtung Gauting gefahren. Unterwegs bin ich in einer Gastwirtschaft in Gräfelfing eingekehrt und habe da fünf bis sechs Halbe getrunken. Halbe Bier meine ich. Dann bin ich weitergefahren. Ein Auto ist mir entgegengekommen, und als ich ihm ausweichen wollte, bin ich gestürzt. Da ist mir schlecht geworden — vom Sturz! Ich habe beschlossen, umzukehren und heimzufahren. Dabei habe ich bemerkt, daß mein Fahrrad nicht mehr genug Luft in den Reifen hat, und ich habe es an einen Zaun gelehnt, um die Reifen aufzupumpen. Gleich darauf hat mich dann ein junger Mann niedergeschlagen, ein Polizist ist erschienen und sie haben mich auf die Wache gebracht . . "



Aufruf in eigener Sache. *Seit vier Jahren kämpft Johann Paul Nottrodt, der „Michael Kohlhaas" von Gräfelfing, gegen ein vermeintliches Unrecht. Fünf Gerichtsverhandlungen jedoch haben nicht eindeutig klären können, was in jener verschwundenen Viertelstunde geschah, die für Nottrodt zum Schicksal wurde.*

So betrachtet und mitangehört ist dem Johann Paul Nottrodt schreiendes Unrecht geschehen. Aber — wie gesagt — es gibt leider auch noch eine zweite Version. Diese zweite Version stammt von der Hausfrau Maria W. aus Gräfelfing und lautet so:

„An diesem Abend habe ich in unserem Garten Wäsche von der Leine genommen. Plötzlich sehe ich einen Mann, der sein Fahrrad an unseren Zaun lehnt, in den Garten kommt und zwei Oberhemden von der Leine nimmt und mit ihnen verschwinden will. Ich rufe schnell nach meinem Mann und meinem Sohn. Der Dieb wirft mir die beiden Hemden ins Gesicht und versucht, zu fliehen. Mein Mann und mein Sohn verfolgen ihn, mein Sohn schlägt den Kerl nieder, und mein Mann ruft die Polizei."

Von diesen beiden Versionen glaubt die Polizei zwar nicht die erste, dafür aber die zweite, und so kommt es im April 1951 zu einer ersten Gerichtsverhandlung gegen Johann Paul Nottrodt. Die Zeugenaussagen der Familie W. ergeben eindeutig: „Der Angeklagte hat den ihm zur Last gelegten Diebstahl von zwei Oberhemden faktisch begangen."

Nottrodt hingegen erklärt: „Ich habe mit dem Diebstahlsversuch nicht das geringste zu tun. Die Familie W. hat einen Meineid geschworen. Sie will nur ihren Sohn decken, der ein bekannter Schläger ist."

Das Gericht schließlich interessiert hauptsächlich die Frage: „Lügt der Angeklagte, wenn er behauptet, sich in der ‚fehlenden Viertelstunde' an nichts erinnern zu können, oder ist diese Gedächtnislücke krankhaft — oder war sie bedingt durch zu großen Alkoholgenuß?"

Der medizinische Sachverständige Dr. Gerweck erklärt: „Nottrodt kommt zwar als Täter in Frage, jedoch war sein Bewußtsein im Moment der Tat völlig gestört, und sein Erinnerungsvermögen hat deshalb ausgesetzt."

Für Fälle dieser Art sieht das Gesetz die Möglichkeit eines Freispruchs nach § 51 vor. Aber der Angeklagte wünscht nicht, nach § 51 freigesprochen zu werden, sondern wegen erwiesener Unschuld!

Das Gericht sieht sich nicht in der Lage, diesen Wunsch des Angeklagten zu erfüllen, sondern verurteilt ihn im Gegenteil zu acht Monaten Gefängnis, die er sogleich absitzen muß.

Acht Monate später — wieder in Freiheit — startet Nottrodt in seiner freien Zeit, und er hat eine Menge freie Zeit, eine große Plakataktion. Das heißt: er nimmt achtzig Blätter Papier. Die Blätter versieht er mit schmückenden Buntstifträndern und füllt sie sodann mit großen Buchstaben. Zum Beispiel schreibt er:

„Acht Monate war ich zu Unrecht hinter Gittern! Karl, Maria und Helmut W., Gräfelfing, sind die Hauptschuldigen. Am 3. April 1951 leisteten die Obengenannten je einen vorsätzlichen Meineid. Nun sind ‚Sie' an den ‚Unrechten' geraten. Der zu Unrecht Verurteilte Johann Paul Nottrodt."

Er schreibt in weiteren 79 Variationen Ähnliches über dasselbe Thema. Sodann fährt er auf seinem Fahrrad in der Gegend herum und klebt die 80 Zettel an Telegrafenmasten, Zäune und Hauswände — wo immer es ihm gut erscheint.

Solches rehabilitiert ihn zwar nicht, trägt ihm jedoch immerhin schon bald einen neuen Prozeß wegen falscher Anschuldigung und Verleumdung ein. In dem neuen Prozeß erklärt auch ein anderer Sachverständiger: „Der Angeklagte hat im Bewußtsein seiner Unschuld gehandelt, von der er überzeugt sein muß, da er den seinerzeitigen Diebstahl in einem krankhaften Rauschzustand begangen und keinerlei Erinnerung an seine Tat hat."

Daraufhin geschieht zweierlei:

1. wird der Angeklagte von der Anklage des zweiten Prozesses freigesprochen, und 2. beantragt der Staatsanwalt selber die Wiederaufnahme des ersten Verfahrens.

Zu dieser letzten Verhandlung kommt es nun am 15. März 1955. Dabei erweist sich mit großer Deutlichkeit: Johann Paul Nottrodt hat unrecht, wenn er leidenschaftlich behauptet, mit dem Diebstahl (oder Diebstahlversuch) überhaupt in keinem Zusammenhang zu stehen. Ferner jedoch wird klar, was auch der medizinische Sachverständige annimmt: daß Johann Nottrodt nämlich mit großer Wahrscheinlichkeit an einem pathologischen Rauschzustand litt und daher ein sogenanntes „Verbrechen ohne Bewußtsein" begangen hat.

Der Sachverständige nennt den Angeklagten in seinem Gutachten außerdem „einen fanatischen, querulanten und zur paranoiden Entwicklung neigenden Menschen, bei dem auch kleine Mengen Alkohol genügen, um ihn in einen pathologischen Rauschzustand zu versetzen".

Unter dem Eindruck all dessen fordert Nottrodts Verteidiger Freispruch wegen erwiesener Unschuld. Denn, so sagt er, „Nottrodt hat nie zuvor und nachher feststellen müssen, daß er an den vom medizinischen Sachverständigen geschilderten Symptomen leidet".

Der Staatsanwalt hingegen plädiert auf Freispruch wegen Mangels an Beweisen mit der Begründung, daß der „Angeklagte den erwähnten pathologischen Rauschzustand leichtfertig selbst herbeigeführt hat".

Das Gericht schließt sich dieser Meinung an. Der Angeklagte brüllt nach Urteilsverkündung die bereits erwähnten Worte in den Gerichtssaal: „... Ich kämpfe weiter!"

Zusammenfassend: 4 Jahre, 8 Monate, 80 Plakate, 5 Gerichtsverhandlungen. Und das alles wegen zwei alten, letztlich nicht einmal richtig gestohlenen Oberhemden und einer verschwundenen Viertelstunde. ●

Der Iltis siegte durch den

Schnellkursus für Räuber

Zum Bildbericht über den Zweikampf Kreuzotter—Iltis auf Seite 10

Um uns herum wohnen viel mehr Nachbarn, als wir glauben. Wir Menschen haben sie in den letzten Jahrzehnten nur aus den Augen verloren. Wir zogen in die Städte, machten uns die Erde untertan, eroberten die Luft — und vergaßen unsere Nachbarn: die Tiere. Wir leben in derselben Welt mit ihnen, wir haben diese Welt bis in den Kern der Atome und zu den fernsten Sternschleiern erforscht, wir wissen genau, wie kalt es in der Nacht auf dem Mars ist — aber wie die Tiere in unserer unmittelbaren Nachbarschaft leben, das wissen wir nicht. Erst seit wenigen Jahren wenden die Biologen mehr und mehr ihre Aufmerksamkeit den Lebensgewohnheiten der Tiere zu, ihren „Sitten und Gebräuchen". So entsteht eine ganz neue „Völkerkunde der Erde", ein neues Bild vom Wesen des Tieres, das die Forschung plötzlich vor Fragezeichen führt, wo sie bisher sichere Antworten zu wissen glaubte.

Neben den Wissenschaftlern haben sich einige wenige Filmleute die Aufgabe gestellt, das unbekannte Leben um uns herum für Menschenaugen sichtbar zu machen. Zu ihnen gehört Bundesfilmpreisträger Heinz Sielmann, über dessen aufsehenerregende Kamerajagden QUICK bereits in den letzten Nummern berichtete. Er schuf mit seinem Assistenten Georg Schimanski in Zusammenarbeit mit Dr. Eibl-Eibesfeldt vom Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie auch den einzigen Film, der das Leben eines Raubtieres in seiner natürlichen Umgebung von der Geburt bis zur Paarung zeigt. Es ist kein Film über Königstiger im Dschungel oder die Löwen der afrikanischen Buschsteppe. Es ist ein Film über Iltisse. Er wurde hier bei uns in Deutschland gedreht, aber er ist mindestens so spannend wie ein Bildbericht über exotische Landschaften und ihre Bewohner. Heinz Sielmann konnte im Auftrag des „Instituts für Film und Bild" Szenen einfangen, die selbst alte Förster und Jäger noch nie gesehen hatten; es gelang ihm, dem Leben dieser scheuen Räuber bis in die geheimsten Winkel ihrer unterirdischen Burgen zu folgen; und er konnte wochenlang ein Geheck von Jungtieren beim Spiel in der Sonne belauschen, was nur ganz selten einmal einem Menschen vergönnt ist.

Iltisse leben im wahrsten Sinne unter uns. Sie legen ihre unterirdischen Wohnungen nämlich nicht nur im Wald unter Baumstubben an, sondern ebenfalls unter Scheunen, Ställen und Schuppen. Die menschlichen Gastgeber ahnen von ihrer Existenz meist erst etwas, wenn im Hühnerstall einige Kücken fehlen. Dieser Bodenmarder trägt seinen Beinamen „der Scheue" völlig zu recht. Nur so läßt sich auch erklären, daß die wenigsten von uns jemals einen Iltis in freier Wildbahn zu Gesicht bekommen haben. Dabei aber muß seine Familie in Feld und Wald unseres Vaterlandes außerordentlich zahlreich vertreten sein, wenn man bedenkt, daß in der Bundesrepublik allein jährlich rund 34 000 Iltisfelle auf den Markt kommen!

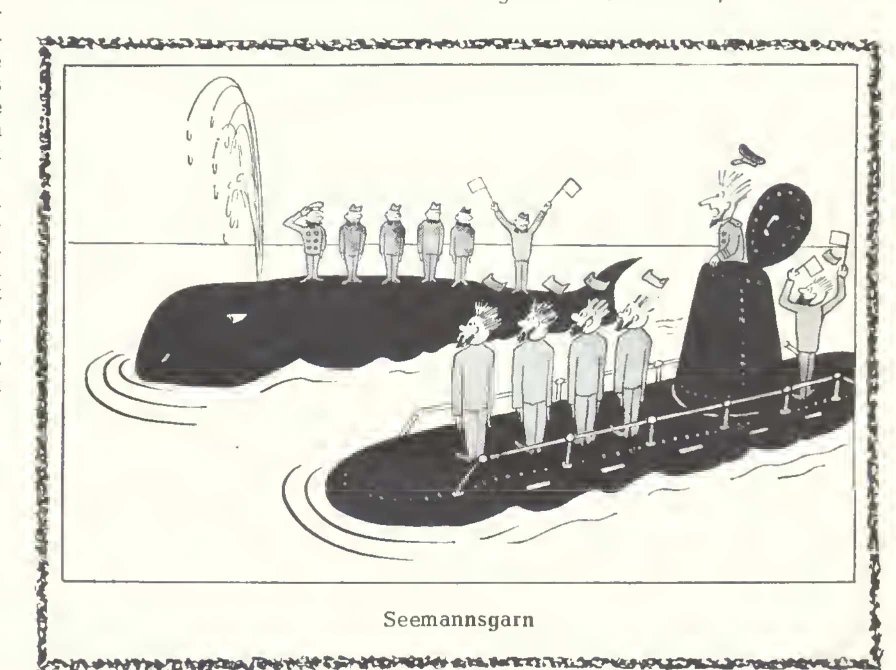
Das Leben dieses kleinen Räubers nun bietet so viele Beispiele für jene Verhaltensregeln, denen die Biologen im gesamten Tierreich auf der Spur sind, daß man es geradezu als Musterbeispiel heranziehen kann.

Wenn wir gerade vom Iltis als einem Bodenmarder sprachen, dann war das ausgesprochen höflich. Die Wissenschaft klassifiziert ihn nämlich wesentlich markanter als „Stinkmarder". Diesen Namen verdankt er seinen am After mündenden Drüsen, die ein besonders übel stinkendes Sekret absondern. Es hat, wie so vieles in der Natur, eine doppelte Aufgabe. Einmal dient es als wirksame Abwehrwaffe — die besonders geruchsempfindlichen Hunde zum Beispiel machen trotz blinder Jagdlust auf der Stelle angewidert kehrt, wenn so ein kleiner, in die Enge getriebener Kerl plötzlich mit lautem „Schria"-Ruf gegen sie anspringt und ihnen dabei das Sekret der Afterdrüsen wie eine kräftige Stinkbombe entgegenschleudert.

Die zweite Aufgabe dieser Drüsen ist die der Duftmarkierung. Iltisse sind krasse Einzelgänger. Wie fast alle höheren Wirbeltiere grenzen sie aus ihrer Umwelt ein bestimmtes Revier als ihr Territorium ab, das gegen jeden Eindringling der eigenen Art mit Zähnen und Klauen bis aufs Blut verteidigt wird.

Nun bricht aber selbst bei krassen Eigenbrötlern wie den Iltissen einmal im Jahr der Trieb nach Geselligkeit durch und gewinnt die Oberhand. Das ist in der „Hohen Zeit" der Paarung. Da schleicht sich das Iltismännchen in das Revier des Weibchens. Wie aber soll es der Schönen klarmachen, daß es nicht als Einbrecher, sondern als Werber kommt? Die Natur weiß eine Antwort, und Heinz Sielmann konnte sie in seinem Film zeigen.

Wenn ein Iltis muckernd „Gogogo" ruft, dann bedeutet das dasselbe, als wenn wir Menschen die weiße Fahne hissen: das Muckern zeigt die Bereitschaft zu friedlicher Annäherung. So versucht der Iltisrüde seine Fähe mit beruhigendem Muckern in einen Unterschlupf zu locken; im Kampf unterlegene Tiere muckern, lösen dadurch eine gewisse Beiß-Sperre bei ihrem Gegner aus und können fliehen.



Seemannsgarn

Herr Iltis kommt natürlich nicht allein mit seinem verführerischen Muckern zum Ziel. Er muß schon durch längeres Werben zeigen, daß es ihm wirklich ernst ist, dann endlich bekommt er ein Muckern der Fähe als erlösende Antwort. Sofort faßt er sie mit seinen Zähnen wie eine Beute im Nakken und schleppt sie davon. Beißt der Rüde in seiner Aufregung an eine andere Stelle, dann wird er gleich durch ein Zuschnappen der Fähe aufgefordert, sich richtig zu benehmen.

Dieses seltsame Liebesvorspiel der Iltisse hat manche Beobachter zu der Annahme verführt, das Weibchen spiele bei der Hochzeit keine andere Rolle als die des Opfers und werde praktisch vom stärkeren Rüden vergewaltigt. Neuere Beobachtungen und auch der Film von Sielmann beweisen das Gegenteil und zeigen, daß es auch bei diesem rauh anmutenden Spiel durchaus gesittet zugeht. Ein Weibchen kann sich selbst der hartnäckig-

sten Bewerber erwehren. Es stößt nachdrücklich mit geöffnetem Maul nach ihnen, zeigt aber gleichzeitig durch Muckern, daß es nicht kämpfen, sondern nur in Ruhe gelassen werden will — und das erreicht es denn auch.

Manchmal aber tritt auch das Gegenteil ein, daß nämlich der Herr der Schöpfung sich spröde verhält. Dann kann man beobachten, wie die verliebte Dame sich mit gesenktem Nacken, zum Zubiß auffordernd vor den Rüden stellt, spielerisch davonläuft, stehenbleibt, sich kokett umblickt und wieder den Nacken hinhält zum Biß. Ein Beweis für den Ausdrucksreichtum der tierischen Sprache, wie man ihn selten amüsanter finden kann.

Kurze Zeit nach der Paarung trennt sich das Paar wieder, und die Fähe bereitet ihre Wohnung endgültig für die Geburt der Jungen vor, die blind zur Welt kommen. Wenn sie nach vier Wochen die Augen öffnen, beginnt eine Zeit größter Aktivität im Iltisbau. Auf die spielerischen Balgereien im Nest folgen bald die ersten Ausflüge ins Freie, mit denen Mutter wegen der überall lauernden Gefahren überhaupt nicht einverstanden ist. Aber gegen den Unternehmungsgeist der Jungen ist sie machtlos. Die Zeit des „Großen Spiels" beginnt.

Auch dieses Spiel der Jung-Iltisse ist besonders von Dr. Irenäus Eibl-Eibesfeldt beobachtet worden. Er schreibt: „Im Spiel ist das Jungtier viel weniger an den starren Ablauf seiner Instinkthandlungen gebunden als im Ernstfall. Es experimentiert, forscht und sammelt so Erfahrungen, die im späteren Leben verwertet werden. Ja, bisweilen erfinden Tiere sogar Bewegungsformen, die sie dann um ihrer selbst willen fast unermüdlich wiederholen. Ein zahmer Dachs lernte z. B. von selbst Rollen vorwärts zu machen und erlangte darin eine solche Fertigkeit, daß er schließlich Wiesenhänge in ganzen Purzelbaumserien hinunterrollte. Auch in der freien Wildbahn unterhalten sich Dachse so. Professor H. Lütke sah bei Neustettin Jungdachse den steilen Hang unter ihrem Bau in tadellosen Purzelbäumen abwärtsrollen. War ein Alttier zugegen, so lief es ihnen nach, packte sie, wenn sie unten angelangt waren, im Genick und trug sie wieder hinauf. Unterblieb dieser Dienst, so kletterten die Jungen selbst wieder hoch und wiederholten das Spiel. So lebensunwichtig diese ‚Erfindungen' auch scheinen — solche Beobachtungen lehren uns, daß mehr Möglichkeiten im Tier stecken, als normalerweise in Erscheinung treten. Hier verfügt das Tier frei über seine Bewegungen. So offenbart sich in dieser zweckfrei-spielerischen Betätigung der erste Ansatz einer Freiheit des Verhaltens, die beim Menschen — der kaum noch an die starren Instinktabläufe gebunden ist — den höchsten Ausbildungsgrad erreicht."

Junge Iltisse lernen im Spiel den Ernst des Lebens. Die wichtigste Instinkthandlung, das Töten der Beute, reift in den Wochen des Spiels so heran wie der Pelz, die Zähne und die Muskeln. Die einzelnen Kampfphasen sind zwar angeboren, aber sie müssen doch erst geübt werden, bis sie sich aufeinander „eingespielt" haben. So lernen sie in ihren Verfolgungsspielen voneinander, wie man Bisse pariert, den anderen anspringt, beißt und im Nacken schüttelt. Das alles geschieht mit der Ungelenkheit und der Unbeschwertheit junger Tiere und wird auch an den Beutetieren geübt, die Mutter als Verpflegung mit nach Hause bringt. Und sind keine Beutetiere da, dann übt man das alles halt an Zweigen und Holzstücken.

Immer weiter wagen sich die Jungen vom Bau weg, sie gehen schon auf eigene Faust auf Jagd aus, werden immer unduldsamer; wenn es um die Aufteilung der Beute geht, die im Bau auf sie wartet, und wenn dann die Balgereien in Beißereien ausarten, dann ist die Jugendzeit vorbei. Die Unduldsamkeit des Einzelgängers siegt über die Blutsbande. Der junge Iltis zieht in die Welt hinaus, um sich ein eigenes Revier zu suchen, ein Haus zu bauen und das eigene Leben zu beginnen. ●

Keiner traut den „Eierköpfen"

Endlich haben die Feinde Amerikas einen teuflisch schlauen Weg gefunden, die Widerstandskraft der Bevölkerung von innen her zu zerstören!"

Diese Schreckensbotschaft hat in dem kleinen Städtchen Northampton im Staate Massachusetts dazu geführt, daß

a) die Einwohner sich in zwei feindliche Parteien geschieden haben,

b) die Bürgermeister einander in rapider Folge ablösen müssen und

c) besonders umsichtige Herrschaften dazu übergegangen sind, sich eigene, private Brunnen zu bohren.

Das ganze Unglück begann damit, daß die Gesundheitsbehörden dem Trinkwasser des Städtchens Fluoride beimengten. Fluoride halten den Zahnzerfall auf. In Amerika gibt es 28,5 Millionen Kinder mit schlechten Zähnen. Die Fluorid-Beimengung hatte also sozusagen eine gewisse Berechtigung.

Sollte man denken!

Aber die Bürger von Northampton dachten nicht so. Sie rotteten sich zusammen und proklamierten die oben erwähnte Entsetzensnachricht mit dem Zusatz: „Fluoride zerstören die Nervenkraft. Unsere Nervenkraft ist das Rückgrat der Nation. Die Feinde unseres Landes haben also — —" wir brauchen wohl nicht weiterzusprechen ...

Ein anderes, wütend hervorgebrülltes Argument war dieses: „Wir weigern uns, das fluorhaltige Wasser zu trinken, weil durch den Fluorzusatz die Rechte des freien amerikanischen Bürgers vergewaltigt worden sind. Kein freier Mensch darf gezwungen werden, zu trinken, was er nicht mag!"

Bald nach Bekanntwerden des Planes der Gesundheitsbehörden hörte man in Northampton diese drei Gerüchte:

„Das Wasser hat einen fauligen Geschmack!"

„Zahlreiche Hunde, Katzen und Kanarienvögel sind bereits nach dem Genuß von Leitungswasser schwer erkrankt!"

„Eine besonders empfindliche ältere Dame hat nach dem Genuß von zwei Tassen mit Leitungswasser gekochtem Kaffee das Bewußtsein verloren!"

Vergeblich beteuern die Wissenschaftler: „Aber zu dieser Zeit hatten wir dem Wasser noch überhaupt kein Fluor beigemengt!"

Kein Mensch glaubte den Akademikern, diesen „Eierköpfen" (egg-heads), wie man sie verächtlich nannte. Im Gegenteil: der gerade amtierende Bürgermeister wurde abgesetzt und ein neuer kam an seine Stelle. Dieser erließ über den Friedensrichter den Befehl: „Der Zusatz *sämtlicher* Chemikalien zum Trinkwasser ist verboten!"

Damit fiel auch der Chlorzusatz fort, der dort üblicherweise zur Desinfektion verwendet wird, und der von den „Eierköpfen" aus seiner Despotenhaltung gerüttelte Bürgermeister sah sich gezwungen, eilends einen weiteren Befehl zu erlassen: „Bürger, trinkt auf keinen Fall *nicht*-abgekochtes Wasser!"

Der Kampf tobt noch immer weiter. Die neueste Version lautet: „Aluminiumfabriken haben den Gesundheitsdienst bestochen, ihnen die riesigen Mengen von Fluoriden abzukaufen, die bei der Aluminiumproduktion abfallen!"

Weit über eintausend Gemeinden in den Vereinigten Staaten haben im Interesse ihrer Kinder inzwischen das Fluor-Wasser eingeführt. Nicht so Northampton. Hier kämpft man noch immer. Die Statistik beweist: „Bei ganz besonders vorsichtigen Bürgern der Stadt hat mittlerweile der Verbrauch von Whisky zugenommen."



1945: In langen, schweigenden Kolonnen schleppten sich die Menschen — Kinder und Greise, Frauen und Krüppel — über die Landstraßen. Für sie rollten keine Räder. 1955 braust lärmendes Leben in den Straßen der wiederaufgebauten Städte. Nichts kann den Gegensatz zwischen damals und heute eindrucksvoller zeigen als diese Bilder . . .

1945 bis 1955

Auch Theodor Heuss war in den Hungerjahren ein „Normalverbraucher". Heute lebt er wie wir alle: besser!

Zehn schwere Jahre liegen hinter uns, aber — es hat sich gelohnt!

Vor der Kathedrale von Bordeaux:

Den Menschen blieb der Atem weg

Die junge französische Artistin Andrée Jan macht einen Studenten-Streich wieder gut.

In der Turmspitze der Kathedrale von Bordeaux, in der Höhe der allerletzten Luke macht ein Artist das Seil fest, das er dann Andrée Jan durch die Luke zum Fuß des Turmhelms zuwirft. Das Abenteuer beginnt.



Dem Bischof blieb der Atem weg:

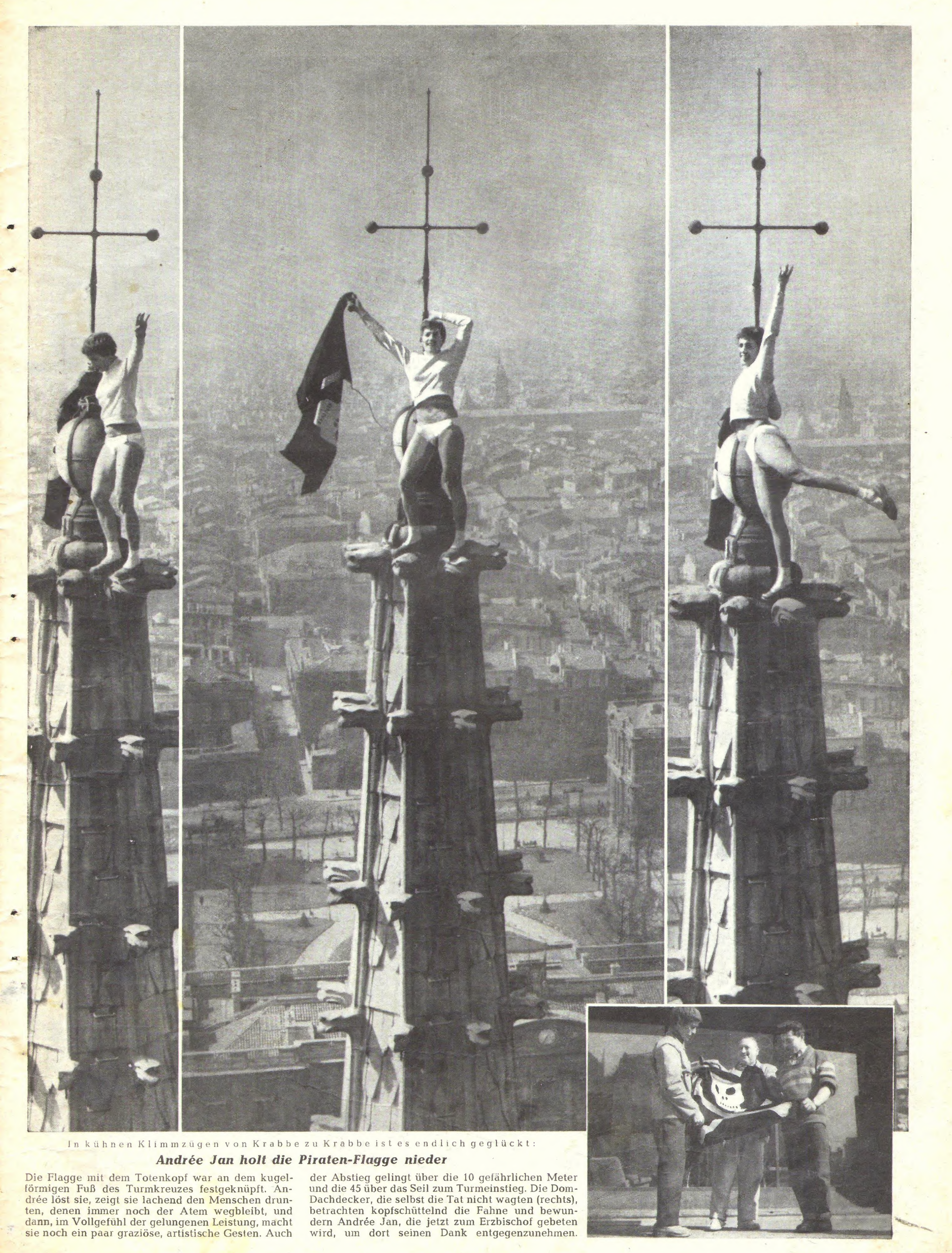
Totenkopf am Kreuz

Der Erzbischof von Bordeaux, Monsignore Richaud, war mit Recht empört: da hatten doch ein paar unbekannte Studenten eines Nachts auf der Turmspitze seiner Kathedrale eine schwarze Piratenflagge angebracht. In 80 Meter Höhe — kein Mensch ahnte, wie die Burschen da hinaufgekommen waren. Aber was viel schlimmer war: keine Feuerwehrleiter reichte so weit, und erfahrene Alpinisten bekamen eine Gänsehaut bei dem Gedanken, die Fahne etwa wieder herunterholen zu müssen. Der Erzbischof war verzweifelt. Da aber fand sich eine mutige Retterin.





Am Fuße des Turmhelms steigt jetzt die Artistin Andrée Jan aus und beginnt, das steile, 55 Meter hohe Dach an dem Seil zu erklettern, das aus der obersten Luke hängt. Andrée ist eine fromme Katholikin und möchte ihrem Erzbischof helfen. Außerdem ist sie natürlich sehr ehrgeizig. Was da einige Laien nachts fertiggebracht haben, das muß ihr allein und bei Tag doch auch gelingen. — Jetzt hat sie die letzte Luke erreicht. Ihr Kollege in der Turmhaube drückt ihr, zum letzten und gefährlichsten Teil des Aufstiegs Glück wünschend, noch einmal die Hand durch die schmale Öffnung, dann beginnt für Andrée der völlig freie Aufstieg über die Krabben des Helmes zum Kreuz, das 10 Meter höher auf einer Kugel steht.



In kühnen Klimmzügen von Krabbe zu Krabbe ist es endlich geglückt:

Andrée Jan holt die Piraten-Flagge nieder

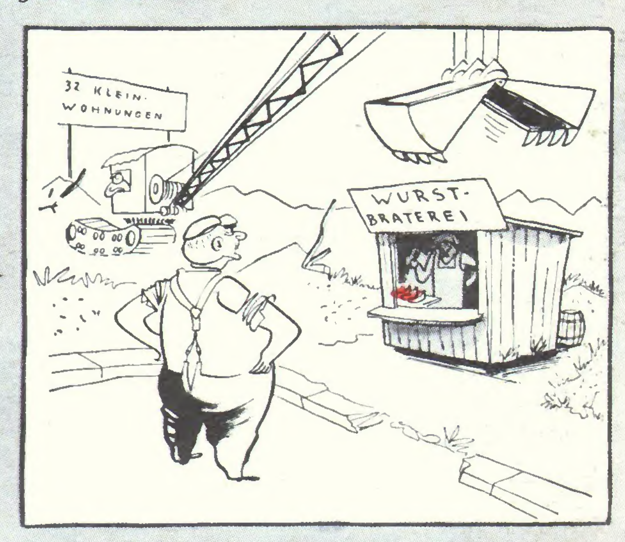
Die Flagge mit dem Totenkopf war an dem kugelförmigen Fuß des Turmkreuzes festgeknüpft. Andrée löst sie, zeigt sie lachend den Menschen drunten, denen immer noch der Atem wegbleibt, und dann, im Vollgefühl der gelungenen Leistung, macht sie noch ein paar graziöse, artistische Gesten. Auch der Abstieg gelingt über die 10 gefährlichen Meter und die 45 über das Seil zum Turmeinstieg. Die Dom-Dachdecker, die selbst die Tat nicht wagten (rechts), betrachten kopfschüttelnd die Fahne und bewundern Andrée Jan, die jetzt zum Erzbischof gebeten wird, um dort seinen Dank entgegenzunehmen.



„Alle Rechtsmittel haben versagt, mein Herr. Der Kerl hat einen Vertrag auf 10 Jahre . . ."

Kampf der letzten Lücke

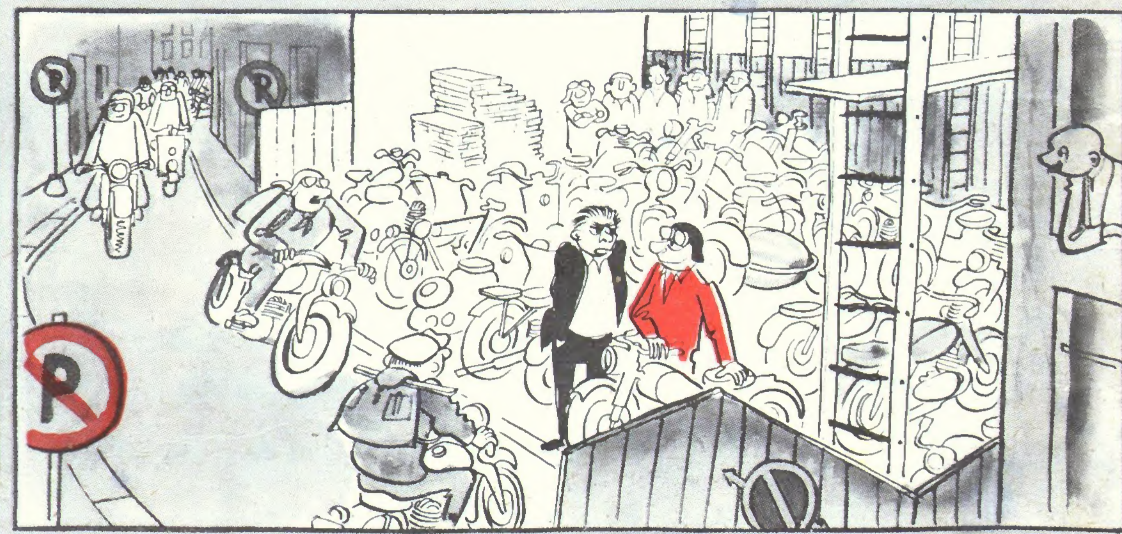
Das Frühjahr regt das Bauen an. Peter Großkreuz machte dabei seine Beobachtungen.



„Zum letztenmal: räumen Sie freiwillig oder . . .?"



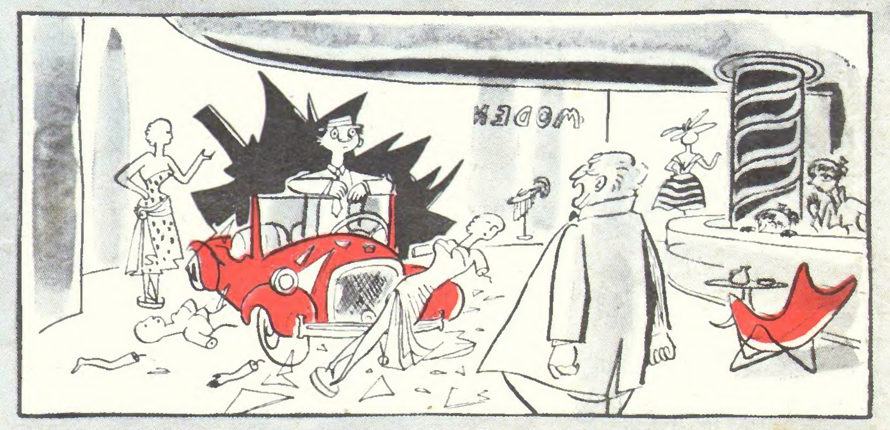
„Tut uns leid, mein Herr. Bei dem Verkehr kriegen wir eben nur alle halbe Stunde Nachschub . . ."



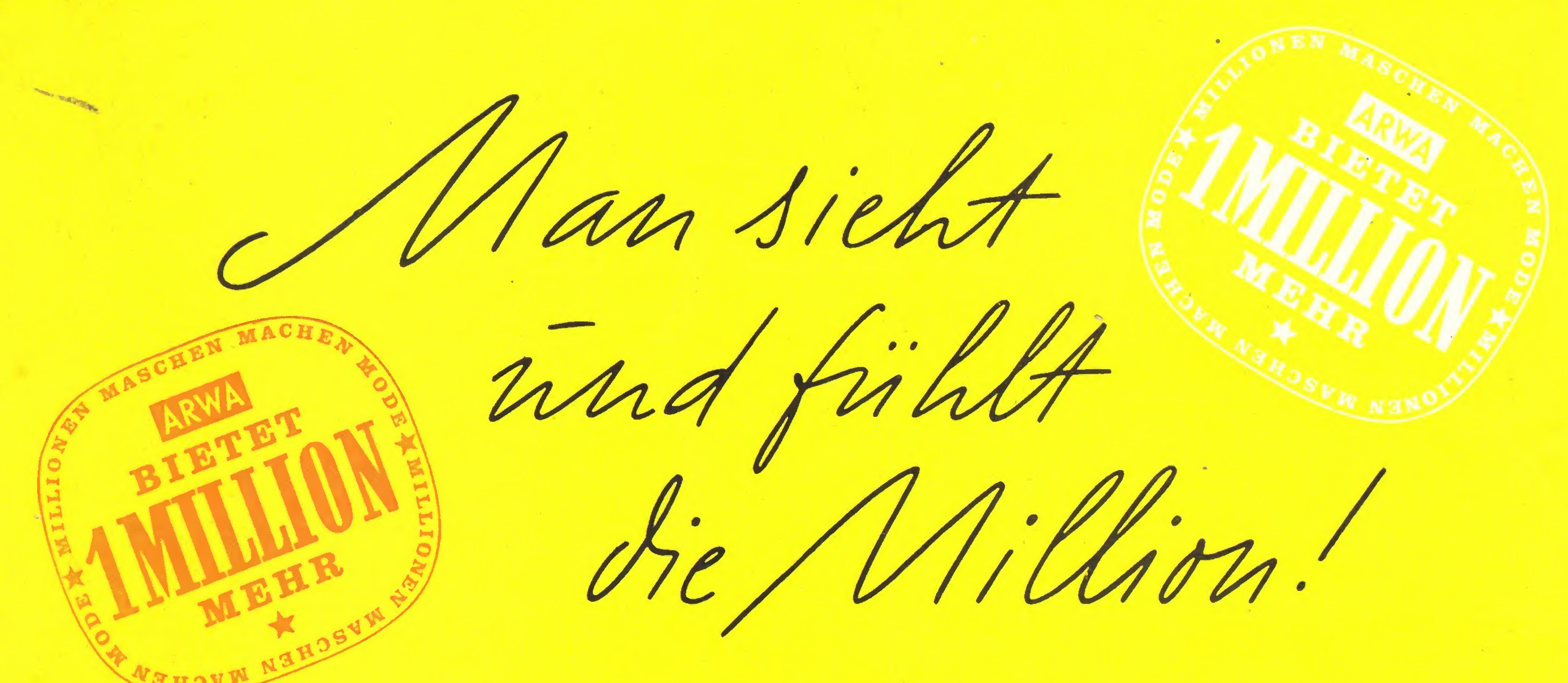
„Wunderschön, daß jeder von Ihnen motorisiert zur Arbeit kommen kann. Aber wo wollen Sie auf diesem Parkplatz anfangen zu bauen?"



„Kannste denen nich mal klarmachen, daß es bis zum Einzug noch 'ne ganze Weile dauert?"



„Was heißt: Gestern haben Sie hier noch geparkt!?! Inzwischen hat sich eben einiges verändert . . ."



Die 66 und 75 gg Erzeugnisse der neuen Arwa-Produktion haben eine runde Million mehr Maschen als die früheren Arwa-Qualitäten von 51 gg, die den Begriff „Arwa-fein" prägten. Dies ist der Schritt der „Maschen-Millionäre" zum „Multimillionär"! Die Umstellung der Arwa-Produktion auf edelste Qualitäten ermöglicht Ihnen, einen Strumpf aus den bisherigen Luxusklassen von 66 und 75 gg zu jeder Gelegenheit zu tragen! Mit einem solchen Arwa besitzen Sie ein Wunder an Mascheneleganz! Man sieht ihm seine Schönheit nicht nur an, man fühlt sie. Mehr noch: Ein maschendichter Strumpf ist weniger empfindlich als ein gröber gewirkter! Er hält länger! Bestehen Sie deshalb auf Arwa 66 und 75 gg!

Sie werden doch nicht auf eine Million verzichten!

MILLIONEN MASCHEN MACHEN MODE
ARWA
BIETET
1 MILLION
MEHR

Kaufen Sie kontrollierbare Qualität, kaufen Sie nach gg:

ARWA	66/15 (66 gg 15 denier) der Strumpf des Jahres	5.90
ARWA	fleuresse (66 gg 15 denier) mit neutraler Naht	6.40
ARWA	grandesse (75 gg 10 denier) die feinste Strumpfqualität der Welt	7.90

ARWA